This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

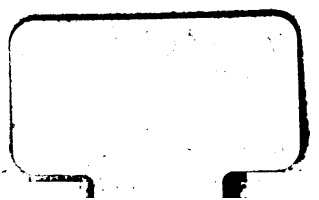
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495349 2



Presented by
GEORGE FISCHER
to the
New York Public Library

Presented by
GEORGE FISCHER
to the
New York Public Library

Henriette von England,

Gemahlinn

des Herzogs von Orleans.

Von

Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

Mit königl. Würtembergischem allergnädigstem Privilegio.

Wien, 1831.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
243748
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1902

Vorerinnerung.

In den französischen Memoiren aus der Zeit vor und während der Regierung Ludwigs XIV. liegt ein Schatz von kleinen höchst anziehenden Anecdoten und Ereignissen verborgen, welche sehr passenden Stoff für historische Erzählungen und Romane geben können. Auch sind deren bereits Viele, meist von Frauenhand, aufgefunden, und Manche mit vielem Glücke bearbeitet worden. Mich hat keines dieser galanten oder zärtlichen Verhältnisse so ansprechend gedünkt, als das der unglücklichen Prinzessinn Henriette, Gemahlinn des Herzogs von Orleans, mit dem Grafen Armand von Guiche, dieser Prinzessinn, die durch ihre eigene Lie

benswürdigkeit, durch das dunkle Geſchick ihres Hauſes und ihr tragiſches Ende ſo vielen Anſpruch an unſer Mitgefühl macht. In den Memoiren der Frau von Motteville iſt einiges davon angedeutet, in denen der Frau von la Fayette wird es umſtändlicher, zum Theil aus dem Munde der Prinzeſſinn ſelbſt erzählt, und wenn uns auf der Einen Seite das düſtere Geſchick der beyden Liebenden rührt, ſo müſſen wir auf der Andern erkennen, daß ſie nicht mit den oberflächlichen, lebensfrohen, flatterhaften Geiſtern zu vermengen ſeyen, wie ſie der galante und wohl auch verderbte Hof Ludwigs XIV. gewöhnlich zeigt.

Eben ſo wenig, glaube ich, darf man den Schilderungen ganz trauen, die eben durch ſolche oberflächliche Geiſter von dieſen beyden Perſonen gemacht wurden. Man muß ſich vielmehr an die Thatſachen halten, betrachten, wie die Liebenden eines für das andere fühlten, beherzigen, in welcher Lage ſie waren, wel-

che feindselige Gewalten ihnen entgegen wirkten, welche Prüfungen ihre Treue zu bestehen hatte, und wie sie sich darin erprobte. Wenn man dieß Alles erwägt, wird man leicht geneigt einzusehen, daß ihre Umgebungen sie nicht ganz verstanden, daß es diesen an einem richtigen Maßstabe fehlte, die Tiefe und Zartheit dieser Empfindungen zu beurtheilen, und daß in Beyder Seelen etwas Reineres und Würdigeres lebte, als sonst in galanten Hofintriguen zu finden ist.

Da die kleinen Begebenheiten, welche dieses Verhältniß characterisiren, an sich so sonderbar und poetisch sind, daß man nicht leicht etwas Anziehenderes ersinnen könnte, so habe ich mich so viel als möglich genau daran gehalten, und auch immer die Quellen angeführt, in denen ich sie gefunden; denn gerade ihre historische Wahrheit ist meiner Meinung nach ihr vorzüglichster Reiz. Nur Weniges ist von meiner Erfindung, und nur da, um das Ganze zu runden, um manches Er-

eigniß, das die Memoiren ganz unvorbereitet hinſtellen, eigentlicher zu motiviren, oder, wo Lücken erſcheinen, deren Ausfüllung bey den Zeitgenoſſen vorausgeſetzt werden konnte, die uns aber als ſolche bleiben mußten — dieſe mit dem Gange der Geſchichte zu vereinigen.

Vor einigen Jahren erſchien derſelbe Stoff, ebenfalls von Frauenhand bearbeitet, in einem Taſchenbuche *). — Ich nahm aber kein Bedenken, ihn deßwegen auch, nur auf eine ganz andere Weiſe und unter andern Anſichten zu behandeln. Die Geſchichte iſt eine Quelle, woraus jedem zu ſchöpfen freyſteht, ohne daß er den Vorwurf eines Plagiates deßwegen zu fürchten hat, weil ein Anderer früher einen ähnlichen Gedanken hatte.

*) In den Roſen für 1829, unter dem Titel: der Rubinenring.

Henriette von England

Erſter Brief.

Fräulein von Montalais an ihre Schweſter, Frau von l'Escure.

Palais-Royal im November 1666.

Als ich mich vor ſechs Monathen aus dem Schooße einer geliebten Familie, aus Deiner Nähe, aus dem ſtillen Aufenthalte in unſern Wäldern losreißen mußte, um einer unbekannten Welt, dem Leben an einem glänzenden Hofe, und einer völligen Einſamkeit mitten unter Menſchen entgegen zu gehen, von denen ich wußte, daß ſie, wo nicht feindſelig, doch gewiß ganz theilnahmlos auf die unbedeutende Fremde ſchauen würden, die unter ihnen auftrat — da, meine Schweſter, war es mir ſehr wehe ums Herz, und nur der Gedanke, daß mein Eintritt ins Hofleben mir und vielleicht Euch Allen nützlich ſeyn könnte, hielt meinen ſinkenden M aufrecht. Wie ich Alles gefunden, wie die ?

bungen auf mich gewirkt, haben Dir meine frühern Briefe gesagt. Es brauchte eine Weile, bis ich mich zurecht fand. Indessen — es ging, und so wie ich mich allmählig heimischer hier fühlte, gewann auch die Welt um mich an Reiz und Interesse, und ich fand besonders mit jedem Tage mehr Ursache, mir Glück zu wünschen, daß keine Schwärmerey meinen klaren Blick umnebelt hatte, daß ich Alles um mich her deutlich erkennen, und mein Betragen zweckmäßig darnach einrichten konnte. Der gute Marschall Grammont, dessen Fürsprache mir, der Tochter seines alten Waffengefährten, den Platz als Hoffräulein bey Madame Henriette von England verschafft hatte, versichert mich auch, so oft er mich sieht, daß ich seiner Empfehlung Ehre mache, und ermuntert mich so fortzufahren, wie ich begonnen habe.

Meine Gebietherinn ist überhaupt gnädig und freundlich gegen Alle, die sie umgeben. Sie war es auch gegen mich; aber Du, eine Tochter des Hauses Montalais, wirst es weder unpassend noch anmaßend finden, wenn ich Dir sage, das genügt mir nicht. Ich will nicht mit dem Trosse dieser flüchtigen dienenden Geschöpfe vermengt werden, die bestimmt scheinen, wie bunte Schmetterlinge in voller Pracht der Farben, sich im Sonnenschein des

königlichen Glanzes ſehen zu laſſen, zu flattern, zu prangen und zu verſchwinden. Ich will mehr, ich will von Madame bemerkt und ihr näher geſtellt werden. Das aber, ſo hat ein richtiger Blick in Verhältniſſe mich überzeugt, kann ich nur dadurch erreichen, daß ich ihr nothwendig, daß ich ihr unentbehrlich werde, und darauf muß ich nun mein Augenblick richten.

Madame iſt höchſt anziehend und liebenswürdig, ohne gerade eine vollkommene Schönheit zu ſeyn; ja wir, ihre Frauen, die ſie an der Toilette umgeben, ſind ſogar in das Geheimniß eingeweiht, daß ihr Wuchs, ſo ſchlank und hoch er iſt, nicht ganz tadellos genannt werden kann. Indeſſen ſchadet das dem Eindruck nicht, den ihre Geſtalt, durch den gewählteſten Putz verſchönert, auf Jeden macht, der ſie erblickt *). Sie iſt überdieß ſehr jung, gutmüthig, und außer in einigen ſeltenen Augenblicken, wo die Krankheit ihres Vaterlandes, ein gewiſſer Spleen, ſie zu überfallen ſcheint, auch ganz ſo frohſinnig, ſo beglückt durch Zerſtreuungen, Putz und Unterhaltung, wie man es nur immer von einer Fürſtinn in ihren Jahren, ihrem Reiz und ihrer Stellung am Hofe erwarten kann. Ihr Herz

*) S. Memoires de Madame de Motteville.

hat bisher noch keine Stimme gehabt. Sie hat Monsieur, mit dem sie, wie mit seinem Bruder, dem König, in vertrautem Umgange beynahe aufgewachsen ist — möchte ich sagen — ihre Hand gereicht, ohne ihn zu lieben. Doch ist sie ihm herzlich gut, und hat mehr Begriffe und Achtung für ihre Pflicht, als man einer so jungen Prinzessinn zutrauen sollte. Es würde also nur auf Monsieur ankommen, dem Hofe und der Welt das seltene Beyspiel einer guten Ehe in seinen Verhältnissen zu geben, wenn irgend ein Sinn für etwas solches, oder überhaupt für etwas Ernsteres in seiner Seele läge. So wie die Sachen jetzt stehen, geht er seinen Liebschaften nach, die ihn in flüchtigem Wechsel flüchtig beschäftigen, und kümmert sich nicht viel um das Herz seiner Gemahlinn.

Um so lebhafteren Antheil scheint der König an seiner Jugendgespielinn und jetzigen Schwägerinn zu nehmen. Er ist voll Aufmerksamkeiten für sie, er weiß immer neue und anziehende Unterhaltungen zu ersinnen, und sie bald damit zu überraschen, bald an seinen Planen Theil nehmen zu lassen, wobey sie sich denn täglich und oft mehrmahls in einem Tage sehen *). Es ist nicht zu verwundern,

*) S. Memoires de Madame de Motteville.

wenn dieſe ritterliche Galanterie und zarte Freundſchaft eines jungen, geiſtreichen, ſchönen Mannes, der noch überdieß König von Frankreich iſt, auf das jugendliche Herz der liebenswürdigen Frau Eindruck macht, das endlich doch erwachen, ſeine Stimme erheben, und da es ſich von dem vernachläßigt fühlt, dem es eigentlich angehören ſollte, ſich zu demjenigen wenden wird, der es zu verſtehen und ſeinen Werth einzuſehen ſcheint. Wenn nun dieſer Zeitpunct eintritt, dann ſollen meine Saaten grünen; Madame wird eine Vertraute bedürfen, die Aufträge beſorgt, geheime Unterredungen möglich macht u. ſ. w., kurz wir wollen ſehen, was ſich dann thun läßt. Übereilt darf hier nichts werden, das erkenne ich; aber leiſe und unbemerkt zum Ziele hinwirken muß ich, wenn ich es je erreichen will.

Eine Perſon iſt auch noch in den Cirkeln des Hofes ſeit Kurzem erſchienen, die zu bedeutend iſt, um nicht erwähnt zu werden — der Graf von Guiche, der Sohn unſers Beſchützers, des Marſchalls von Grammont, und der erklärte Liebling und Freund Monſieurs *). Er iſt von einer Reiſe in Spanien, wohin ihn ſein königlicher Gönner in Familienangelegenheiten geſchickt hatte, zurücke-

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

kommen. Seine Ankunft hat unter den Damen des Hofes eine große Bewegung verursacht, Aller Blicke haben sich auf ihn gerichtet, Aller Herzen nähren Wünsche, und Aller Köpfe entwerfen Plane, um diesen — wie es heißt, schönsten, liebenswürdigsten, tapfersten und unwiderstehlichsten Mann*) am Hofe in ihre Netze zu ziehen, und sich mit der Eroberung eines solchen Alcibiades unserer Zeit Ruhm und Neid zu erwerben.

In Deinen ländlichen Umgebungen kannst Du Dir gar kein Bild von der Unruhe entwerfen, die dieses Menschen Anwesenheit in unsern Kreisen erregt hat. Wie ein neues wunderbares Gestirn, das sich plötzlich am Himmel zeigt, ist er das Ziel aller Beobachtungen, der Inhalt aller Gespräche; denn da er längere Zeit von hier abwesend war, und die Umgebungen unserer Gebietherinn meist seit seiner Abreise eingetreten sind, so war er uns Allen und der Prinzessinn selbst eine neue und überraschende Erscheinung. Sie hatte ihn vorher nie gesehen, und ich konnte, da ich hinter ihrem Stuhle stand, als er ihr vorgestellt wurde, wohl bemerken, daß seine Gestalt, so wie der Ausdruck einer sehr bedeutenden Persönlichkeit, der sich bey ihm in Haltung,

*) Mémoires de Madame de la Fayette.

Blick und Geberde ausspricht, sie einiger Maßen frappirte. Als er meinen Nahmen durch die Prinzessinn selbst vernommen hatte, kam er später, nachdem er ihr seine Ehrfurcht bezeigt, mit achtungsvoller Freundlichkeit auf mich zu, sagte mir, daß sein Vater ihm von mir und meiner Familie sehr vortheilhaft gesprochen, daß er mit wahrer Rührung meines Vaters, als seines alten Kriegskameraden, erwähnt habe, und fügte noch einige jener Artigkeiten hinzu, die den Herren von Welt nichts kosten, und die denn, wer klug ist, auch als das betrachtet, was sie sind, schimmernde Rechenpfennige, die man sich wohl hüthen muß, für baares Geld anzusehen. Indessen war ich zufrieden mit der Art, wie er sich gegen mich benahm, und konnte wohl bemerken, daß manche der anwesenden Damen sich im Stillen über des Grafen schlechten Geschmack und mein unverdientes Glück wunderte und ärgerte.

Zweyter Brief.

Dieſelbe an Dieſelbe.

Palais-Royal im November 1666.

Laß Deine Beſorgniſſe fahren, liebſte Schweſter, die Du in Deinem letzten Briefe geäußert haſt, und fürchte nichts für die Ruhe meines Herzens von der Nähe unſers Allbeſiegers. Ich ſehe viel zu klar, und bin viel zu genau mit allen Verhältniſſen rings um mich her, ſo wie mit meinen eigenen bekannt, als daß ich je auf den Gedanken verfallen könnte, die Aufmerkſamkeit eines Grafen Guiche auch nur für einige Zeit auf mich zu lenken, oder wohl gar mein Herz an ihn zu verlieren. Das arme Fräulein aus der Bretagne, das, außer einem uralten Stammbaum, gar keine Gabe des Glückes, und in der mittelmäßigen Geſtalt kaum Eine der Natur aufzuweiſen hat, kann wohl als die Tochter von dem Jugendfreunde ſeines Va-

ters hier und dort einen freundlichen Gruß von ihm erhalten, darf vielleicht auch einmahl seine Protection ansprechen, aber es weiß sich zu bescheiden, und hat es längst eingesehen, daß auf dem Felde der Liebenswürdigkeit keine Lorbeern für dasselbe wachsen. Doch sage ich nicht, daß ich ganz auf diese ehrenden Zweige verzichte, die ja auch auf andern Wegen zu gewinnen sind.

Ich finde Graf Guiche mit allen Personen des Hofes schön, wohlgewachsen, edel in seinem Benehmen, voll Anstand und feiner Sitte. Aber ich sehe auch — was wohl nicht Jeder sieht — daß er ungeheuer eitel, und von seinen Vorzügen mehr als Jemand auf der Welt überzeugt ist. Darum traue ich ihm auch kein wahres Gefühl zu, und darum kann ich auch an eine Erscheinung nicht glauben, an welche übrigens der ganze Hof glaubt — und das ist seine auffallende Leidenschaft für Frau von la Chalais, welche eben so plötzlich als ohne zureichenden Grund, wie mir scheint, entstanden ist. Denn Frau von la Chalais hat gar keinen Vorzug für sich aufzuweisen, als eine geistlose Schönheit, die durch keine Anmuth und keinen Witz unterstützt wird *). Freylich kann man

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

mir einwenden, die Liebe lasse sich nicht berechnen, sie sey blind — (hier müßte sie eigentlich taub seyn) — und über den Geschmack lasse sich nicht streiten. Ich gebe das alles zu, aber ich begreife doch des Grafen Leidenschaft nicht. Was das für ein Prunkmachen mit Aufmerksamkeiten, mit ritterlicher Ergebenheit, mit galanter Dienstfertigkeit ist! Und sie bleibt nicht hinter ihm zurück; der Hof muß es wissen, ganz Paris muß es wissen, daß der schöne Graf von Guiche die Fesseln der schönen Frau von la Chalais trägt! Fehlt der Graf, wenn die Marquise bereits im Sallon ist, so wird gespäht, gefragt, ein Bothe nach dem andern in das Vorzimmer, in die Nebengemächer gesendet, um zu forschen, ob er noch nicht gekommen, und wo er sich aufhalte? Die ganze Gesellschaft muß ihre zärtliche Unruhe erfahren, theilen, und damit gelangweilt werden. Kommt der Ersehnte endlich, so fliegt ihm ein feuriger Blick, ein Wink der schönen Hand schon an der Thüre entgegen, und er — merke wohl! — er, der feine und sonst so gewandte Hofmann, nimmt sich kaum die Zeit, um Monsieur und Madame seine Ehrfurcht geziemend zu bezeigen, dann fliegt er hinter den Stuhl seiner Dame, steht dort wie festgezaubert, und scheint nur Augen für ihre

Schönheit, nur Ohren für ihr, wahrlich albernes, Geplauder zu haben. Auf Bällen ist er ihr Tänzer, beym Carousſel erscheint er mit ihren Farben, und trägt so seine Dienstbarkeit und heiße Leidenschaft recht eigentlich zur Schau. Dafür wird er auch von Jedermann am Hofe geneckt, Monsieur und Madame nicht ausgenommen, und es scheint, als mißfalle ihm dieß nicht, ja er gibt wohl, wenn sonst Niemand daran denkt, selbst Anlaß zu solchen kleinen Sticheleyen und Scherzen, die er dann mit einer Verlegenheit oder mit Entschuldigungen hinnimmt, welche zu gesucht aussehen, als daß man sie dem geistreichen Höflinge glauben sollte.

Daß ich es nicht allein bin, welche hier Zweifel hegt, bewies mir ein Gespräch, welches neulich zwischen Madame und dem Herzog von Bukingham, ihrem erklärten Verehrer, in meinem Beyseyn statt hatte. Du weißt, daß dieser Herr die Schwester seines Königs bey ihrer Hierherkunft aus England begleitete, und sich bis jetzt noch nicht hat entschließen können, sich aus dem Zauberkreise zu entfernen, der die angebethete Herrinn umgibt *). Auch diese Leidenschaft wird

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

offenbar gezeigt, Madame erwiedert sie nicht, sie lacht vielmehr darüber; indessen sieht sie doch anders aus, als die des Grafen Guiche, vielleicht mitunter darum, weil der Gegenstand derselben sie besser rechtfertigt. Nun dieser Bukingham, der, jene Thorheit ausgenommen, ein sehr verständiger Mann voll Welterfahrung ist, äußerte sich vor einigen Tagen, als im Sallon der Prinzessinn die Rede auf die Frau von la Chalais, ihre Fehler und guten Eigenschaften kam, daß er sie weder schön noch einnehmend finden könnte. Es ward eine Weile darüber gestritten, endlich nahm Madame das Wort, indem sie sagte: Es wird so viel über die Schönheit und Liebenswürdigseit dieser Frau abgesprochen. Mich dünkt doch, die heiße Leidenschaft, welche sie im Stande war, dem Grafen von Guiche einzuflößen, beweiset sehr für ein wahres Verdienst.'

„Das scheint mir, mit Eurer Hoheit Erlaubniß," erwiederte der verliebte Britte, „nicht so entschieden. Ich glaube nicht an diese heiße Leidenschaft, oder wenigstens nicht an ihre Dauer."

Seltsam! Ihr läugnet, was Jedermann bemerkt, ja behauptet.

„Es ist möglich, daß meine Forderungen an weibliche Schönheit und Liebenswürdigkeit zu

hoch gespannt sind," versetzte Bukingham seufzend, „es ist auch möglich, daß ich eben darum schärfer sehe, und so behaupte ich, daß an diesem Hofe eine Frau, wie die la Chalais einen Mann, wie Graf Guiche, einen der glänzendsten, und was mehr sagen will, einen der edelsten Männer, nicht auf die Dauer fesseln kann, wenn sie ihm auch einmahl flüchtig zu gefallen im Stande war, was mir noch nicht ausgemacht erscheint."

Es sollte Euch schwer werden, diesen Satz zu beweisen.

„Mit nichten. Ich achte den Grafen sehr hoch, ich bin überzeugt, daß sein Urtheil so wie sein Geschmack sehr richtig sind, und so kann ich nimmermehr glauben, daß er sich im vollen Ernste nach einer Wiesenblume bücken, sie hegen und lieben werde, wenn es ihm vergönnt ist, täglich die Pracht der Rose zu bewundern *)."

Ach! rief die Prinzessinn, daß ich auch einen Streit mit Euch anfangen mochte! Ich hätte es im Voraus wissen sollen, Ihr würdet tolles und ungehöriges Zeug vorbringen. Mit diesen Worten, bey welchen der Ton des Scherzes den wirk-

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

lichen-Unwillen, den ſie empfand, nur halb verſteckte, wandte ſie ſich zu Madame de la Fayette, die neben ihr ſaß, und ließ das Geſpräch über den Grafen und ſeine Dame fallen. Ich aber merkte mir es wohl, und theile es dir hiermit als einen Beleg zu meinen Anſichten mit.

Dritter Brief.

Fräulein von Scüdery an Frau von Montbazon.

Paris im Jänner 1667.

Es iſt lange, liebe Freundinn, ſeit ich Dir zuletzt geſchrieben habe. Aber was hätte ich auch ſchreiben können! Die Welt um mich iſt immer dieſelbe, und nur hier und dort wird in den Guckkaſten ein neues Bild eingeſchoben, ſo daß zwiſchen den vielen bekannten einmahl eine fremde Figur erſcheint. Eigennützige Abſichten, Hoffnungen und Wünſche liegen im Grunde verborgen, Zerſtreuungen, Putz, Schimmer, Pracht und Vergnügen machen die äußere Hülle aus, und das Auge des Beobachters ſieht mit geringen Abſtufungen faſt in jedem Herzen dieſelben Erſcheinungen. Es iſt immer das liebe Ich, das bey Allen den Vorſitz führt, und bey Allen allein berückſichtigt werden will. Zu-

weilen beluſtigt es mich, ſo gleichſam hinter den Couliſſen ſtehend, das innere Triebwerk des bunten Schauſpiels zu betrachten, zuweilen, und das iſt der öftere Fall, erregt es mir lange Weile, und manchmahl ſogar Unwillen, wenn ich ſehe, wie flach und alltäglich Alles aufgefaßt, wie obenhin Alles beurtheilt wird, und wie das Beſſere, Höhere ſo wenig Anklang in dieſen Weltmenſchen findet. Sie ahnen ſein Daſeyn gar nicht, und gewinnen, ihre kurze Elle an jede Erſcheinung legend, nur das lieb, was ſich mit jener ausmeſſen läßt. Dann flüchte ich mich gern aus dem Geräuſche in meine einſame Wohnung zu den Geſtalten meiner Phantaſie, rufe dieſe um mich zuſammen, und ſuche in dieſen Schattenbildern eine Realität für mein Gefühl, welche mir jene glänzenden Verſammlungen nicht bieten. So wird das Geträumte für mich zur Wahrheit, während ich jene ſchale Wahrheit gern für einen nichtigen Traum halte.

Einen Beleg zu jener Betrachtung über das unſtatthafte Urtheil der Welt geben mir zwey der bedeutendſten Erſcheinungen, welche in den Cirkeln des Hofes ſeit kurzem aufgetreten ſind. Von dieſen iſt die erſte und wichtigſte Madame Henriette von England, Schweſter des Königs von Großbrittanien, und jetzt Gemahlinn des Herzogs

von Orleans; die zweyte, ein junger Graf von Guiche, Sohn des Marschalls von Grammont. Wenn mich nicht Alles trügt, was ich von jeher an Welt- und Menschenkenntniß gesammelt habe, so stehen diese beyden Personen viel höher als alle Übrigen, die sie umgeben, und die gar nicht im Stande sind, sie zu begreifen.

Du kennst Madame, und hast öfters von ihr sprechen gehört. In der Blüthe der Jugend und des Reizes, dem ersten Throne Europa's nahe gestellt, von Freuden und Zerstreuungen umgaukelt, von Schmeicheley, von wahren oder geheuchelten Huldigungen beynahe übertäubt, von glänzenden Beyspielen einflußreicher Frauen umgeben, die an diesem Hofe bedeutende Wirksamkeit errungen hatten, wäre es wohl ein Wunder, wenn sich entweder die jugendliche Seele widerstandslos an alle jene Verlockungen verlöre, und das Bessere in ihr sich in Eitelkeit und Nichtigkeiten wie bey den Meisten auflöste? Oder wenn sie, ihrer siegreichen Liebenswürdigkeit und des mächtigen Einflusses sich bewußt, den ihr ihre Stellung am Hofe gibt, den Wunsch zu nähren anfinge, sich jener Mittel zu bedienen, um zu herrschen, und Begebenheiten und Menschen rings um sie her nach ihrem Willen zu lenken?

Das ſind auch die gewöhnlichen Vorſtellungen, unter welchen ſich die Perſönlichkeit dieſer Frau in den Gemüthern ihrer Umgebung abſpiegelt. Die Einen halten ſie für vergnügen- und gefallſüchtig, und glauben, daß ſich zu putzen, zu unterhalten und Herzen zu erobern, der einzige Zweck und Inhalt ihres Lebens ſey; Andere, die ihren richtigen Verſtand erkennen, und ihr öfters ernſtes Weſen mißverſtehen, trauen ihr weitausſehende Plane zu, für welche ſie ſich ihrer Liebenswürdigkeit, als eines unfehlbaren Mittels bedient. Ich höre alle dieſe Vermuthungen, dieſe Vorherſagungen der dünkelvollen Weisheit, und denke im Stillen ganz etwas Anderes, und glaube etwas viel Tieferes, Würdigeres durch allen flüchtigen Tand aus ihrem Innern hervorſchimmern zu ſehen. Sie iſt die Enkelinn Heinrich des Vierten von Frankreich, die Tochter Carl des Erſten von England, die Schweſter Carl des Zweyten, der, nur durch auffallende Wunder der Allmacht, ſeinen erbitterten Feinden und dem Tode auf dem Schaffot, welchen ſein Vater ſtarb, entging. Sie ſelbſt hat mit ihrer königlichen Mutter Unſägliches ausgeſtanden, und endlich nur außer der geliebten Heimath, in Frankreich Zuflucht gefunden. Hier in dieſem Lande, wo ihr Großvater durch Meuchelmord gefal-

len war, lebte die Tochter und zuletzt die Waise des enthaupteten Earls in Dunkelheit und Stille, bis ihr jugendlicher Reiz, ihre Tugenden, oder vielleicht der Glückswechsel, der ihrem Bruder endlich wieder den Thron seiner Ahnen verschafft hatte, den verstorbenen Cardinal Mazarin bewog, sie dem Herzoge von Orleans zur Frau zu geben *).

Wenn ich mir dieß Alles zurückrufe, und dessen wahrscheinliche Wirkung auf das Gemüth dieser Fürstinn erwäge, kann es mich dann wundern, wenn ich zuweilen eine sehr ernste Bemerkung von ihr vernehme, oder einen trüben Ausdruck gewahre, der — gleich einem Wolkenschatten an einem heitern Sommertag über die blühende Flur — mitten in Geräusch und Freude über die anmuthigen Züge läuft, und sie auf kurze Zeit verdüstert?

Vielleicht sind die Ursachen dieses augenblicklichen Trübsinns noch in etwas Näherem zu suchen. Ihre Ehe scheint sich nicht glücklich zu gestalten. Monsieur fühlt keine Liebe für sie, er vernachläßigt sie sichtbar, hat keinen Sinn für ihre Vorzüge, flattert bey unzähligen Schönheiten herum, die in jedem Betrachte tief unter seiner Gemahlinn

*) S. Memoires de Madame de Motteville.

ſtehen, und maßt es ſich denn doch an, aus Eitelkeit eiferſüchtig zu ſeyn. Die erſten Wirkungen dieſer höchſt ſelbſtiſchen Leidenſchaft zeigten ſich gegen den armen Herzog von Buckingham, deſſen abgöttiſche Liebe zu der Schweſter ſeines Königs ſich wirklich mehr lächerlich als gefährlich äußert. Madame hatte manche ſehr unangenehme Scenen mit ihrem Gemahle deswegen, und fand endlich nur dann Ruhe, als ſie ihrem Bruder geſchrieben, und ihn erſucht hatte, den Herzog abzurufen*). Jetzt ſcheint ſich ein Ungewitter von ernſterer Art über ihrem ſchuldloſen Haupte zu ſammeln. So wenig Aufmerkſamkeit ihr ihr Gemahl widmet, um deſto lebhafter ſehen wir ihren erlauchten Schwager, den König, ſich für ſeine liebenswürdige Verwandte intereſſiren, und die unverhohlene Achtung eines Mannes, der auch ohne den Glanz ſeiner Krone jedes Frauenherz zu entzünden fähig iſt, muß Eindruck auf ein jugendliches Gemüth machen, das allem Schönen und Edeln offen ſteht. Wie leicht iſt es, daß jugendliche Unbeſonnenheit, Liebe zum Vergnügen, Überredung oder Beyſpiel ſie zu Schritten hinreißen, die bey aller Reinheit ihres Gefühls, bey aller Schuldloſigkeit ihrer Abſichten, falſch auf-

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

gegriffen, mißdeutet, und zu Waffen gegen sie gebraucht werden können! *) Der König ist galant; die Königinn zur Eifersucht geneigt, weil sie ihren Gemahl wirklich liebt; Monsieur, weil er den Schatz, den er nicht achtet, keinem Andern gönnt, und Anna von Österreich denkt strenge und war der Verbindung ihres zweyten Sohnes mit der Engländerinn nie günstig. Ich fürchte aus allen diesen Gründen sehr für die Ruhe dieser Frau, und wünschte, daß sie sich etwas vorsichtiger benähme.

Nun komme ich zu der zweyten bedeutenden Erscheinung an unserem Hofe, zum Grafen von Guiche. Er ist aus einer bedeutenden Familie, ein ausgezeichneter Offizier, und der erklärte Liebling Monsieurs, der ohne ihn nicht leben, oder wenigstens kein Vergnügen schmackhaft finden kann. Du kennst ihn nicht, aber Du traust der bejahrten Freundinn Beurtheilung und ruhiges Gefühl genug zu, um das, was ich Dir jetzt sagen werde, nicht für den Erguß einer verborgenen thörichten Neigung zu halten. Und so sage ich Dir; nach meiner Meinung ist Graf Guiche nicht bloß einer der schönsten Männer am Hofe — das ist nur ein äußerliches Verdienst, — sondern ich halte ihn für

*) S. Memoires de Madame de Motteville.

einen der edelsten Menschen, dessen eigentlicher Werth, und welche Tiefen sein Gemüth verschließt von der Welt nicht erkannt wird. Wie sie Madame gefallsüchtig, launenhaft oder herrschsüchtig nennt, so steht sie in Graf Guiche nur den eitlen, flüchtigen, und durch seine Stellung zu Monsieur übermüthig gewordnen Mann. Mir scheint ein gewisser edler Stolz im Grunde seiner Seele zu liegen, der ihm, trotz seines Verhältnisses zum Herzoge, Unabhängigkeit sichert; und eine solche Denkart ist so wahrscheinlich, als eines rechtlichen Mannes würdig. Auch stimmt sie mit manchem Andern überein, was ich an ihm bemerkt habe, mit manchem Zuge von Großartigkeit und ritterlichem Wesen, so wie mit mancher Anecdote, die mir aus seiner frühern Jugend und Kindheit, durch eine gemeinsame Freundinn, die ihn in seinen Ältern Haus kannte, erzählt wurde, und die ein tiefes und heftiger Liebe fähiges Gemüth charakterisirt. Indessen bin ich auch hier weit entfernt, Alles zu loben, was und wie es Graf Guiche thut. Auch er ist jung, geschmeichelt, vom Glücke verwöhnt, von Hofgunst geblendet. Aber wie Viele, die ihn jetzt beneiden und darum lästern, würden sich an seinem Platze so behaupten, wie Er thut?

Kurz, ich sage Dir, ich hege eine ganz an-

dere und viel beſſere Meinung von dieſen beyden Perſonen, als die Welt, und will nur Eines wünſchen und zu Gott hoffen, daß ſie ſich nicht einſt zu nahe kommen, und daß ihre gegenſeitigen Vorzüge ſie nicht in eine gefährliche Stellung bringen mögen.

Vierter Brief.

Fräulein von Montalais an Frau von l'Escüre.

Palais-Royal im April.

Bald, meine liebste Schwester, wird die Zeit kommen, von der ich Dir in einem meiner vorigen Briefe meldete, ja sie ist eigentlich schon da, wo ich Dir bedeutendere Dinge zu erzählen haben werde, als bloße Beschreibungen von Festen, Balleten oder Spazierfahrten, oder von ewig wiederkehrenden Intriguen und Klätschereyen, wie sie das Leben in der Nähe des Thrones darbiethet. Bedeutendere Bewegungen zwischen den hohen Personen fangen an sich zu erheben; die scheinbare Ruhe und Harmonie, in welcher bisher die königliche Familie gelebt hatte, macht dem unentfliehbaren Einflusse von Leidenschaften Platz, und bald wird es mir vergönnt

seyn, einige Faden des verschlungenen Gewebes zu ergreifen.

Des Königs Freundschaft und galante Aufmerksamkeit für Madame, die Gleichheit ihres Geschmackes, die Lebhaftigkeit ihrer Gespräche, die Freude an jugendlicher Lust, welche beyde beseelt, vielleicht auch, was mir sehr wahrscheinlich ist, eine im Stillen aufkeimende Liebe — alles dieß hatte schon seit einiger Zeit Bemerkungen und schärferes Auflauern bey manchen Menschen erregt. Dienstfertige Zwischenträgerey mag auch geschäftig gewesen seyn — kurz, die Königinn fing an, Verdacht zu schöpfen, Monsieurs Eitelkeit wurde aus dem Schlummer geweckt, und beyde suchten nun, jene gegen den König, ihren Gemahl, dieser gegen Madame durch Stichelreden und versteckte Vorwürfe zuerst dem innern Grolle Luft zu machen. Als dieß nicht viel, oder gar nichts fruchtete, und die gemeinschaftlichen Jagdparthieen, vor allem aber die abendlichen Spazierfahrten nicht unterblieben, an welchen zwar immer ein großer Theil des Hofes Antheil nahm, aber der König sich meistens im Wagen Madame's und sehr oft tête à tête mit ihr befand; da schwoll denn endlich Monsieurs Zorn, und er beklagte sich bey der Königinn Mutter über das Be-

nehmen ſeiner Frau und ſeines Bruders *). Nun war Feuer im Dache. Anna von Öſterreich nahm die Sache mit Spaniſchem Ernſt und Spaniſchem Stolze. Madame wurde gerufen, ihr eine lange Predigt gehalten, und ſogar der König bekam einige — wiewohl gelindere mütterliche Zurechtweiſungen **). Meine Herrinn kam erhitzt, außer ſich in ihr Apartement zurück, und aus der Heftigkeit, womit ſie die Vorwürfe ihrer Schwiegermutter aufgenommen, leuchtete mir zuerſt die Wahrſcheinlichkeit ein, daß ſie nicht ganz unverdient geweſen ſeyen. Dem ſey nun wie ihm wolle, ſie fühlte ſich gekränkt, gemißhandelt — ſie wollte im erſten Augenblicke ſich ganz entfernen, zu ihrer Mutter nach Colombes oder nach Val de Grace flüchten — dort einſam leben, und allen Freuden der Welt Lebewohl ſagen. Ja, dieſer erſte Augenblick hielt ſogar länger an, als ich es für möglich gehalten hätte. Endlich kam ihre Mutter, die verwitwete Königinn von England, von ihrem Landſitze nach Paris, wahrſcheinlich durch die Klagen der Tochter, oder von Monſieur, dem bange zu werden

*) S. Memoires de Madame de Motteville.

**) S. Memoires de Madame de la Fayette und Motteville.

anfing, berufen. — Dieſe ſprach zum Frieden, ſie beſchwichtigte der Tochter aufgeregtes Gemüth, ſie redete Monſieur zu, ſie hatte endlich eine lange Unterredung mit der Königinn Mutter, und der Sturm fing an ſich zu legen. Das alte freundliche Verhältniß zwiſchen den erlauchten Perſonen iſt zum Schein hergeſtellt. Monſieur hat ſeiner Eiferſucht Stillſchweigen auferlegt, die Königinn, deren Beſorgniſſe aus einem wirklich liebenden Herzen kamen, iſt durch ihres Gemahls verdoppelte Aufmerkſamkeit für ſie beruhigt und beglückt, und er reitet, jagt und fährt nicht mehr ſo oft mit ſeiner ſchönen Schwägerinn. Dieſe aber iſt ſeit jenem Sturme nicht mehr die Vorige. Es iſt ein Ernſt, eine Zurückhaltung über ſie gekommen, die ihr nicht natürlich ſind. Sie vermeidet auffallend jede Gelegenheit mit dem Bruder ihres Gemahls allein zu ſeyn, und hat bald hier, bald dort eine Entſchuldigung in Bereitſchaft, um ſich von den Unterhaltungen auszuſchließen, an denen der übrige Hof Antheil nimmt. Ich glaube in Allem dieſen das aufgeſchreckte Bewußtſeyn zu erkennen, mit dem ſie die Entdeckung machte, daß ihr Schwager ihrem Herzen näher ſtehe, als ihr Mann. Wenn das ſo iſt, wie ich nicht zweifeln kann, ſo wird eben dieſe Angſt, dieſer vergebli[illegible]

ne Leidenſchaft vermehren, die noch Niemand mit Erfolg beſtritten hat, und die wie ein Antäus ſich aus jeder Niederlage mit größerer Stärke wieder erhebt. Dann werden Rückfälle eintreten, man wird ſich nach ungeſtörter Unterredung mit dem theuern Freunde ſehnen, den man ſo ſchmerzlich entbehrt, und da man überall Lauſcher und Späher zu fürchten hat, ſo wird eine vermittelnde Perſon, welche verſchwiegen und unternehmend zugleich wäre, ſehr nothwendig werden. So laß uns klug ſeyn, und den günſtigen Augenblick wohl in Acht nehmen! Lebe wohl!

Fünfter Brief.

Prinzessinn Henriette von England an ihre Mutter, die verwitwete Königinn.

St. Cloud im May.

Warum, meine theure, innig verehrte Mutter, mußten die Absichten der Höfe, oder vielmehr die Fügungen des Himmels, die wir freylich als den eigentlichen Grund alles dessen, was uns Gutes oder Böses geschieht, ansehen müssen — warum mußten diese Fügungen es so wollen, daß ich aus meiner stillen Einsamkeit und aus Euren Armen gezogen wurde, um an diesem, von so vielerley und so feindseligen Bewegungen erfüllten Hofe zu leben? Ach, in manchen Stunden trüben Nachdenkens möchte ich lieber fragen: Warum hat uns ein grausames Schicksal gezwungen, unsere [illegible] che Insel zu fliehen, und in einem fremd

bey einem fremden Volke Hülfe und Schutz zu suchen? Und dann verirrt sich der klagende Geist noch weiter, und ein entsetzliches Bild steigt vor mir empor, und das grausame Geschick, das von allen Regentenhäusern des Erdbodens nur allein das unglückliche Haus der Stuarte getroffen, fordert meine Thränen und meinen Schmerz, obgleich ich damahls, wie jener erschütternde Schlag gefallen, ein kleines Kind und unfähig war, die Bedeutung wie die Folgen jener Begebenheit einzusehen.

Eine kurze Zeit war es mir hier sehr wohl gegangen. Ein täuschender Schleyer von Freundlichkeit, Zuvorkommung und Nachsicht lag über Allem ausgebreitet, was mich bey meinem Eintritt in die glänzende Nähe des Thrones umgab. Er verbarg meinem getäuschten Auge die häßliche Brut des Neides, der Bosheit, Eigensucht, Kleinlichkeit, die ich jetzt wie garstiges Gewürme überall hervorwimmeln sehe. Meines reinen Willens, meiner innern Ruhe und meiner wahrhaften Zuneigung zu dem Manne mir bewußt, dem ich vor Gottes Angesicht Treue gelobt hatte, überließ ich mich ohne Bedenken dem heitern Zuge jugendlicher Freude, und genoß furchtlos jedes unschuldige Vergnügen, das sich mir darbotb. Ach, wie wenig ahnete ich, was daraus entstehen sollte! Nun, Ihr wißt,

theure Mutter, weſſen Allen man mich beſchuldigt hat, und woran ich auch mit keinem Gedanken dachte.

Man hat ſeitdem mir Erklärungen gegeben, Ausgleichungen vorgeſchlagen, da meine Unſchuld ſonnenklar daſtand. Man begegnet mir wieder mit der vorigen Freundlichkeit. — Ich ſehe aber jetzt ſchärfer, meine Augen ſind ungemein geöffnet worden, ich habe meine Leute kennen gelernt, viel beſſer, als ſie es meiner Jugend zutrauen mögen — und Eine Entdeckung iſt es beſonders, die ich aus dieſem Sturme davon getragen habe, und die meinen Verhältniſſen eine völlig veränderte Geſtalt gibt. Ich weiß nun beſtimmt, daß Monſieur nicht allein mich nicht liebt, ſondern Niemand, daß er gar keines wärmern Gefühls, ja nicht einmahl einer eigentlichen Zuneigung fähig iſt. Wohl habe ich — und ich darf jetzt ſagen: Gott ſey Dank dafür! — nie eine heißere Liebe für ihn gefühlt; indeſſen glaube ich doch, wenn er für irgend ein Weſen außer ſich ſelbſt Sinn und Wärme haben könnte, ſo würde ſich, bey meinem redlichen Willen, eine innige, auf Hochſchätzung gegründete Freundſchaft zwiſchen uns haben erzeugen, und unſere Ehe recht glücklich machen können. Das iſt nun vorbey, und nicht bloß durch ſeine Gleichgültigkeit, ſondern durch die Anmaßungen ſeiner ſogenannten Eifer-

ſucht unmöglich gemacht. O, man kann eiferſüchtig ſeyn, die wahre Liebe, die innige Freundſchaft iſt es immer (obwohl ich dieſe Empfindungen nur vom Hörenſagen kenne) ja ſie muß es ſeyn, wie Manche behaupten. Aber die Gluth, mit der ſie ihren Gegenſtand umfaßt, die Hingebung, mit der ſie ihrerſeits zu jedem Opfer bereit iſt, erhebt und adelt jenes Gefühl, das, wo es nur Wirkung kleinlicher Eitelkeit iſt, abſtößt und empört.

Monſieur — ich habe das jetzt deutlich und mit Schmerz erkannt — Monſieur liebt nur ſich. Sich allein ſucht er, indem er von einer Liebeley zur andern flattert, und den bewunderten Schönheiten des Hofes ſeine Huldigungen darbringt, nicht weil ſie ihm gefallen, ſondern weil er glaubt, es beweiſe für ſeinen Geſchmack. So iſt es auch mit ſeinen Freundſchaften; und jenen Chevalier de Lorraine, der früher beſtändig um ihn war, von dem er ſich, trotz mancher Warnungen des Königs, zu Vielem verleiten ließ, was ihn hinterher gereute — er hat ihn doch nicht geliebt, er hat ihn ohne die geringſte Spur von Trauer abreiſen ſehen, als des Königs Machtwort ihn vom Hofe verbannte, und hat ihn ſeitdem noch keinen Augenblick vermißt *). Eben ſo wird es einſt mit dem jungen

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

Manne seyn, der sich jetzt seiner ausgezeichneten Gunst rühmen darf — ich meine den Grafen von Guiche — nur mit dem Unterschiede, daß dießmahl äußere und innere Eigenschaften eine warme und treue Zuneigung wohl rechtfertigen könnten. Graf Guiche ist ein ausgezeichneter Militär, dessen Bravour Jedermann Gerechtigkeit widerfahren läßt; er ist aber auch ein seltener Mensch, das wage ich zu behaupten. Er hat viele Feinde — wer hat sie nicht? — aber es liegt eine gewisse Kraft und Größe der Seele in ihm, die ihn zu einer eben so auffallenden als unbegriffenen Erscheinung macht.

In seiner Verbindung mit Monsieur war er der gesuchte, nicht der suchende Theil. Jenem frühern Bezeigen gemäß benimmt sich Graf Guiche auch jetzt noch gegen den Herzog. Er bewirbt sich nie um Etwas, weder für sich noch für Andere, er hält sich so viel wie möglich von allen Leistungen fern, die einen Schein von Dienstbarkeit haben, und steht dem Herzog beynahe unabhängig gegenüber. Das gibt nun freylich seinen Aufopferungen einen höhern Werth in den Augen der Billigen, und vielleicht auch in denen meines Gemahls; aber bey der blödsichtigen und schalen Menge gilt dieser edle Stolz für Anmaßung, und sei-

ne Gleichgültigkeit gegen Gunstbezeugungen für Heucheley.

Eines ist indessen dennoch in dieser Seele, was mir ewig unverständlich bleiben wird; und das ist seine mit so vielem Prunk zur Schau getragene Liebe für eine Frau, die so ganz und gar nichts hat, um diese zu rechtfertigen, als eine blühende Schönheit. Ich weiß zwar wohl, daß dieß bey den meisten Männern hinreicht, um sie, wenigstens für eine Zeit, blind gegen alle übrigen Mängel des reizenden Gegenstandes zu machen. Aber ein solcher Sinnenrausch kann doch bey edleren Naturen — und zu diesen gehört Graf Guiche — nicht lange dauern. Es müssen schlechterdings gute, ja vorzügliche Eigenschaften vorhanden seyn, um eine solche heiße Leidenschaft, und für so lange Zeit, hinlänglich zu begründen. Das ist aber — wie mir und der ganzen Welt scheint — durchaus hier nicht der Fall; denn Frau von la Chalais ist das unbedeutendste Geschöpf, das ich kenne, ganz arm an Geist, und jeder Erhebung des Gemüthes unfähig. Und das sollte die Frau seyn, die einem Herzen, wie Graf Guiche's, genügen, es auch nur zum Theil ausfüllen könnte?

Es geht bis ins Lächerliche, wie weit diese gegenseitigen Aufmerksamkeiten und Beflissenheiten,

dieſe ritterlichen Huldigungen von ſeiner, dieſe Siegesfreude von ihrer Seite getrieben werden! Oft iſt mir ſchon der Gedanke aufgeſtiegen, ob es denn die Wahrheit ſeyn könne? ob nichts anders dahinter verborgen ſey? Aber was ſoll es endlich ſeyn, wenn es nicht Wahrheit und wirkliche Liebe iſt? Dieß Räthſel verwirrt mich, und ich kann nicht läugnen, daß ich viel darum geben möchte, es gelöſet zu ſehen.

Sechster Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

St. Cloud im May.

Mein Leben schleicht immer gleichmäßig hin, geliebte Mutter, und ich könnte nicht sagen, daß sich an meiner Lage etwas verbessert oder verschlimmert hat, wenn man nicht schon das eine Verschlimmerung nennen dürfte, daß es eben gar nicht besser werden will. Euern Rath habe ich zu befolgen gesucht, so weit ich es vermochte. Ich vermeide es, viel oder vor allem allein mit dem Könige zu seyn, ich bin mir der ganzen Unschuld meiner Empfindungen bewußt, die nichts als die Freundschaft der Verwandten und Jugendgespielinn waren. Ich glaube auch nicht, daß der König andere Gefühle oder wohl gar Absichten nährte; aber ich werde an diesem Hofe nicht verstanden, und so erkenne ich die ganze Weisheit und Zweck-

mäßigkeit dieſes Rathes, und halte mich, ſo viel es der Wohlſtand und die nahen Verhältniſſe erlauben, von dem entfernt, dem, wie ſie hier meinen, weil er ein ſchöner, artiger Mann, und noch dazu König iſt, kein weibliches Herz widerſtehen kann. Wie wenig kennen ſie ein echt weibliches Herz — wie wenig das Meine!

So weit geht Alles gut, und die überaus große Umſichtigkeit mancher Menſchen iſt meinen Bemühungen noch durch einen andern Kunſtgriff zu Hülfe gekommen. Aus lauter Furcht, die Schwägerinn, die Engländerinn möchte vielleicht zu viel Raum in des Königs Herzen gewinnen, möchte den Einfluß, den ihr ſeine Gunſt gäbe, zu ſtaatsklugen Abſichten, zum Beſten ihres Bruders mißbrauchen, hat man darauf geſonnen, ihm die Change zu geben, wenn ich mich dieſes Jagdausdrucks bedienen darf. Man hat mich beredet, gebethen, gezwungen möchte ich ſagen, ein gewiſſes Fräulein von la Valliere unter meine Hofdamen aufzunehmen *). Das iſt die Lockſpeiſe, die man dem König vorhält, um ihn von mir abzuziehen. Welche kleine, armſelige Bemühungen! Und wie wenig, muß ich noch einmahl ausrufen, kennen

*) S Memoires de Madame de la Fayette.

dieſe Menſchen mein Herz! Ja, ich ehre den König als meinen nahen Verwandten, als einen großen, als meinen Monarchen; ich liebe ihn als den Geſpielen und treuen Freund meiner ſchuldloſen Jugend, und es ſollte mir leid thun, wenn ich ſeine Freundſchaft und den warmen Antheil, den er ſtets an meinem Wohl und Weh genommen, durch die Umtriebe engherziger Perſonen verlieren ſollte. Aber ſtaatskluge Abſichten? politiſche Plane? O wer Henrietten von England dieſe zutrauen kann, zeigt wohl, daß ihm nichts fremder iſt, als die Seele derſelben!

Über dieſen Punct Eures Rathes alſo bin ich im Reinen, geliebte Mutter! Schwerer, ja ich überzeuge mich immer mehr davon, ganz unmöglich iſt es, den zweyten ins Werk zu ſetzen. Ich ſoll mich meinem Gemahl mehr zu nähern, ihm zu beweiſen ſuchen, daß er die erſte Stelle in meinem Herzen einnimmt? Wie gern wollte ich das, wie ſehr erkenne ich die Güte dieſer Maßregel! Aber leider — iſt ſie unausführbar. Dieſes kalte Herz iſt durch nichts zu erwärmen; Monſieur kann nicht lieben, nicht mich, nicht ſeinen Bruder, den König, nicht einmahl Graf Guiche. Ich habe auch jetzt in dieſer Hinſicht neue Verſuche gemacht, ich habe das Unmögliche gethan, aber eben ſo gut

könntet Ihr den Strom mit einer Fackel anzünden wollen. Das Waſſer wird nicht brennen, aber die Fackel verlöſcht.

Wie ſo ganz anders fühlt ſein Freund, dieſer Graf Guiche! Er iſt mit einem gewiſſen Marquis Des Vardes von Kindheit an aufgewachſen. Sie haben ihre Studien gemeinſchaftlich gemacht, ſie haben ihre Pagenjahre zuſammen verlebt. Mir würde dieſer Des Vardes nicht zuſagen; er iſt, wenn mich nicht Alles trügt, ein feinberechnender und doch leidenſchaftlicher Charakter. Guiche traut ihm aber unbedingt, und hängt mit jenem Eigenſinn an ihm, den man oft bey ſchönen Seelen findet, weil ſie das Ideal ihrer eigenen Phantaſie in dem vergötterten Gegenſtande lieben. Neulich wurde dieſer Des Vardes in einem Duell, das er, wie man ſagt, ziemlich leichtſinnig, um der Gräfinn von Soiſſons, ſeiner Freundinn willen, herbeygeführt hatte, gefährlich verwundet. Graf Guiche war ſein Secundant geweſen. Ihr habt keine Vorſtellung von dem Schmerz, in den ihn die Gefahr ſeines Freundes ſtürzte. Er hat ihn mit faſt mütterlicher Angſt in ſeine Wohnung zurückgebracht, und ihn nicht verlaſſen, bis der erſte Verband angelegt war. Dann hat er ihm alle Stunden gewidmet, die ſeine Verhältniſſe zu Monſieur

ihm frey ließen, und da dieser am Tage nicht viel sind, so hat er die Nächte am Bette seines Freundes zugebracht, ihn gehoben und gelegt mit der Zärtlichkeit eines Freundes und der Sorgfalt einer Frau. Dafür sah er auch, wenn er bey uns erschien, so bleich und eingefallen, und in den ersten Tagen, so lange Des Vardes in Gefahr war, so tief bekümmert aus, daß Monsieur ernstlich ungeduldig und ungehalten über ihn wurde, weil sein Günstling etwas außer seinem Gönner liebte. Meine Achtung aber für ihn hat sich sehr vermehrt. Ich betrachte ihn als eine Art wunderbarer Erscheinung in der großen Welt, und höre mit Vergnügen, wenn unsere Dichterinn, Mlle. de Scüdery, die einzige Person, wie ich glaube, die außer mir diesen Charakter aufzufassen versteht, manchen Zug aus seiner frühern Jugend erzählt; wie innig er an seinen Ältern und Geschwistern gehangen, wie er sich von seiner Schwester, der jetzigen Frau von Valentinois, gar nicht trennen ließ, als diese die bösartigsten Blattern hatte, und, mit gänzlicher Nichtachtung seiner selbst, nicht vom Bette der geliebten Schwester wich. O Mutter! Warum hat Monsieur nicht ein solches Herz, oder nur einen kleinen Theil dieser unendlichen Fähigkeit zu lieben? O wie glücklich könnte ich dann seyn!

Ich sehe Frau von la Chalais ziemlich oft, und unterhalte mich manchmahl geflissentlich mit ihr. Aber je näher ich sie kennen lerne, je unbegreiflicher wird es mir, was einen solchen Mann an eine solche Frau fesseln konnte! Das ist gewiß einer von den unerklärlichen Widersprüchen, die, wie viele Philosophen behaupten wollen, in unserer menschlichen Natur liegen sollen. Ein solcher ist es auch, der Monsieur zur Eifersucht, zur strengen Aufmerksamkeit auf mein Thun und Lassen reizt, das übrigens keinen Werth für ihn hat, und dadurch mir sehr viele trübe Stunden macht. Wieder muß ich ausrufen, geliebte Mutter! warum konnte ich nicht zu Colombes bey Euch bleiben, leben und sterben!

Siebenter Brief.

Dieſelbe an Dieſelbe.

St. Cloud am Ende des May.

Der König hat uns geſtern angekündigt, daß wir dieſen Aufenthalt nächſtens mit dem von Fontainebleau vertauſchen ſollen. Das thut mir leid, denn ich bin lieber hier. In dieſer ländlichen Umgebung, wo ſelbſt der beſchränktere Raum die allzuhäufigen Beſuche fern hält, und die ganze Einrichtung nicht darnach iſt, des Königs Geſchmack für glänzende Zerſtreuungen zu begünſtigen, hier war mir wohler als in Paris oder in Fontainebleau. Der Kreis, der uns hier umgibt, iſt nur der nächſte, und deßwegen auch der gewählteſte. Ein zwangloſerer Umgang läßt zuweilen angenehme Stunden genießen; ſo z. B. bringen wir manchen Abend mit Fräulein von Scüdery zu, deren Lebhaftigkeit in ihrem vorgerückten Alter, ihr Reich-

thum an Kenntniſſen bey einer gewiſſen Rechtlichkeit und Feſtigkeit der Grundſätze, ſie zu einer ſehr ſchätzbaren Geſellſchafterinn machen. Oft erſcheint auch Graf Guiche in dieſem kleinen Kreiſe, denn Frau von la Chalais kann ihm hierher nicht ſo leicht und ſo häufig folgen. Uns wird das ermüdende Schauſpiel dieſer übertriebenen Zärtlichkeit erſpart, und ſein reicher, durch Unterricht und Reiſen gebildeter Geiſt, die Feinheit ſeiner Bemerkungen, ſeine Sprachkenntniſſe (er ſpricht und ſchreibt Italieniſch und Spaniſch mit ſeltener Vollkommenheit) geben unerſchöpflichen Stoff zu lebhaften und abwechſelnden Unterhaltungen. Was mir aber noch mehr und angenehmer auffällt, weil es eine Idee, die ich längſt genährt, beſtätigt, iſt dieß, daß die Abweſenheit ſeiner Angebetheten gar keinen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Laune auszuüben ſcheint. Ja, neulich hatte er ſogar die Nachricht erhalten (wie denn zärtliche Billets täglich oft mehrmahl zwiſchen ihnen hin und her fliegen), daß ſie unpäßlich ſey. — Wir erwarteten ihn verſtimmt, angſtvoll zu ſehen, bereit abzureiſen, um zu ihr zu fliegen. Nichts von dem Allen! Er blieb bey uns, legte ſein Geſicht, wenn man ihn nach der Kranken fragte, in gehörig ernſte Falten, ſchien aber in der nächſten halben Stunde alles vergeſſen zu

haben, und gab ſich rückſichtslos dem Zuge geſelliger Freude hin, der unſern kleinen Kreis jetzt ſo oft belebt, und mir dieſe Stunden weit lieber macht, als die glänzendſten Feſte. Wäre es möglich, daß er dieſe Frau ſo heiß lieben, und Trennung von ihr und Sorge um ſie ſo gelaſſen dulden könnte? Warum war es denn ganz anders, wie ſein Freund krank war? Freylich, werdet Ihr mir ſagen, war damahls Gefahr, oder wenigſtens ein bedenklicher Zuſtand vorhanden, und jetzt nicht. Wahr! Aber kann einer ſo übertriebenen Leidenſchaft wohl etwas gering erſcheinen, worunter der geliebte Gegenſtand leidet? Kann man es in ſeiner Macht haben, dieſen Gegenſtand zu ſehen, wenn es nichts als eine Fahrt von ein Paar Stunden koſtet, und doch ruhig und zufrieden dort bleiben, wo man iſt? Nein! Nein! Ich täuſche mich nicht. Dieſe Liebe iſt, und war nie eine rechte. Aber warum iſt dieſe Maske vorgenommen worden? Wer uns das ſagen könnte!

Achter Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

Fontainebleau im Juny.

Wir sind hier, und was ich besorgte, ist eingetroffen. Geräuschvolle Freuden, ein Schwarm von Menschen, stets wechselnde und selten genügende Unterhaltungen sind an die Stelle jener stillen, genußreichen Stunden getreten, die mir in dem engen Kreise, welcher mich in St. Cloud umgab, nur zu schnell verschwanden. Hier kann ich mich mit denen, deren Umgang mir der liebste ist, nur selten, nur flüchtig unterhalten; unsere geehrte Scüdery erscheint wenig hier, und Andere sind wieder durch mannigfache Verbindungen, in deren Mitte man sogleich tritt, wie man in Berührung mit der großen Welt kommt, abgezogen. Auch zeigt sich des Königs lebhafter Geist an diesem glänzenden prachtvollen Aufenthalt noch viel lebhafter als

sonst. Es ist, als reizten Zudrang, Geräusch und Schimmer seine Phantasie noch mehr auf. Er ist unerschöpflich in Erfindung neuer, geschmackvoller und geistreicher Unterhaltungen nur muß ich jetzt zuweilen halb im Ernst, halb im Scherz Vorwürfe von ihm anhören, daß ich nicht mehr mit gleicher Thätigkeit Antheil an seinen Planen nähme. Er weiß ja wohl, was mich abhält; wie kann er es verkennen? Lauern nicht auf jeden Schritt, auf jedes Wort, jeden Blick Späher, die seiner Frau, der Königinn Mutter, oder Monsieur Bericht von dem abstatten, was sie erlauscht, oder wohl noch öfters, erfunden haben? Er bewegt sich freylich mit Leichtigkeit in diesen Beschränkungen, die seine allmächtige Königshand wie Spinnengewebe durchreißt — aber ich! — —

Nun ist die Rede von einem Ballet, das wir auf einem im Schloßgarten zu errichtenden Theater vorstellen sollen. Das Programm ist allerliebst, höchst romantisch, aber — — ich möchte es doch dahin bringen, daß ich nicht mit dabey seyn müßte. Ich fühle mich gar nicht gestimmt, bey so glänzenden, so viel Anstrengung fordernden, so ganz hinnehmenden Zerstreuungen mitzuwirken. Der Stoff ist aus dem befreyten Jerusalem des Tasso genommen — jenes Abentheuer im bezauberten Wal-

de, aus dem die christlichen Soldaten Holz zur Errichtung ihrer Maschinen hohlen sollen, und durch allerley Spuck und Schrecken daraus verjagt werden, bis endlich Rinaldo's Starkmuth den Zauber löset, indem er selbst den Lockungen, die ihm in Armidens Gestalt erscheinen, widersteht. Dieser Inhalt beut sehr viel für Theaterpomp, Maschinerie und Abwechslung. Der König hat, wie es sich versteht, die Rolle des Rinaldo; mir ist die Armidens zugedacht; Graf Guiche soll den Tancred machen. Ich weiß nicht, ob Ihr Euch an das Gedicht erinnert? Tancred, kaum noch hergestellt von seinen Wunden, und gebeugt vom Tode Clorinda's, die er unerkannt selbst erlegt hat, wagt sich zuerst in den Hain. Aber Clorindens trauernde Gestalt, die ihm aus einem Baume, den er abhauen will, entgegentritt, lähmt seinen Muth, und er verläßt den Wald unverrichteter Dinge. Dann erst tritt Rinaldo auf. Wie er sich dem Walde nähert, verwandelt sich das düstere Aussehen desselben in einen anmuthigen Zaubergarten, Armida erscheint, Tänze, Gesänge sind eingeschaltet, und das Ganze wird ein sehr prächtiges Schauspiel geben. Dennoch, wie gesagt, meine theure Mutter, ich habe mehr als Eine Ursache, zu wünschen, daß der König mich dispensiren möchte, und ich will es noch versuchen, was in die-

Hinsicht Bitten und Vorstellungen vermögen. Ich will ihm auch eine sehr reizende Armida an meiner Stelle vorschlagen, Guichens Schwester, die Herzoginn von Valentinois, Fürstinn Monaco. Sie ist seit kurzem aus Italien hier angekommen, eine Frau voll Anmuth, Schalkheit, Liebenswürdigkeit, von königlichem Wuchs und Anstand, die eine vollendete Schönheit genannt werden könnte, wenn ihr sehr zarter Teint nicht ein wenig durch die Blattern gezeichnet wäre. Doch auch das sieht man nur, wenn man sie ganz nahe betrachtet. In der Ferne, auf dem Theater verschwindet dieser Fehler ganz; ja es gibt Viele, welche finden, daß diese kleinen Narben selbst in der Nähe ihrem lebendigen und geistreichen Gesicht einen eigenthümlichen Reiz geben. Mir gefällt sie sehr wohl, ich fühle mich wie durch einen geheimen Zauber an diese liebenswürdige Erscheinung gezogen, welche rings um sich Leben und Freude verbreitet. Im Ganzen sieht sie ihrem Bruder sehr ähnlich, aber der Ernst seiner edlen Züge ist in ihrem Gesichte zu allerliebstem Scherz geworden. Man ruft mich — es soll neuerdings über das Ballet Rath gehalten werden. — Wenn ich den König nur zu dem Tausch der Armiden bereden könnte! Ich und wohl auch das Ballet gewännen dadurch.

Neunter Brief.

Dieſelbe an Dieſelbe.

Fontainebleau im Juny.

Meine Mühe war vergebens. Der König ließ ſich nicht bewegen, ich habe meine Rolle behalten müſſen, und die Herzoginn von Valentinois bekam die einer der Nymphen, welche Armiden begleiten. Vor drey Tagen haben wir die erſte Vorſtellung gehabt; ſie gefiel ſo außerordentlich, daß wahrſcheinlich eine Wiederhohlung Statt finden wird. Ich fürchte mich darauf, denn ich fühle, daß mich dieſer Tag ſehr angegriffen hat, und ich habe mich ſeitdem noch nicht völlig wieder erhohlt. Der König hat ſeine Rolle ganz unvergleichlich durchgeführt; das war zu erwarten, denn ſeine Wohlgeſtalt und ſeine außerordentliche Fertigkeit und Anmuth im Tanze ſind längſt bekannt. Überraſcht aber hat uns Graf Gulche, von dem man ſich, da er überhaupt ern-

ſter, und eigentlich ein wahrer Militär iſt, nicht gar Vieles verſprach. Darum hatte ihm auch der König mit Vorbedacht eine Rolle gegeben, wobey die pantomimiſche Entwickelung bedeutender war, als die Aufgabe der Tanzkunſt. Melpomene, hatte er zu mir geſagt, ſoll bey unſerm Freunde Terpſichoren zu Hülfe kommen. Das geſchah auch, und mit welchem glänzenden Erfolg! der beynahe — beynahe den des Königs ſelbſt verdunkelt hätte. Als er auftrat in der dunkeln Rüſtung, faſt ohne Schminke, ſo, daß die edlen, bleichen Züge, ein Bild tiefer Schwermuth, aus dem dunkeln Helm hervorſchauten, von dem ein ſchwarzer Federnwald bis über die Schultern hinabwallte, als in Gang, Gebehrde, Haltung ſich der müde Schmerz ausſprach, der nichts mehr hoffte, nichts mehr wünſchte auf dieſer Welt, welche von dem Einzigen, das er geliebt, verlaſſen worden war — da ſchon konnte man den Eindruck bemerken, den ſeine Erſcheinung auf die erſtaunten Zuſeher machte. Aber als er ſich dem gefeyten Baume näherte, klagende Stimmen aus allen Gebüſchen um Ihn auftauchten, ſeine Hand mit dem gehobenen Schwerte ſank, der Kampf in ſeinem Innern ſichtbar ward, er ſich dann wieder ritterlich ermannte, ſeine Beſonnenheit zu Hülfe rief, und mit einem zweyten entſchloſſenen Hiebe

mächtig in den Baum schlug, dieser sich theilte, Chlorindens geisterbleiche klagende Gestalt vor Tancred stand, und mit gerungenen Händen ihn anzuflehen schien, er möge seine Grausamkeit nicht noch auf ihr jammervolles Daseyn nach dem Tode ausdehnen, und die Pflanze schonen, in der das Schicksal ihr zu wohnen bestimmt habe, bis einst anders über ihren müden Geist verfügt werden würde — da, bey dieser Scene übertraf Guichens Spiel alles, was man von tragischem Effect erwarten konnte. Seine Mienen wie seine Geberden drückten höchst ergreifend den heftigsten Kampf seines Innern aus, wie Vernunft, Ritterpflicht und Glauben ihn antrieben, dem Eindruck des gefährlichen Zaubers zu widerstehen, wie dennoch der Anblick der ermordeten Geliebten, das innigste Mitleid und heilige Scheu jene muthigen Regungen entkräfteten, sein Widerstand immer schwächer ward, und er endlich nichts mehr vermochte, als mit vor die Augen geschlagenen Händen, in wilder Verzweiflung einen Platz zu fliehen, wo seine Pflicht und seine Kraft untergegangen war. Ein allgemeiner Seufzer machte nach seinem Abgang den gepreßten Herzen der Zuseher Luft, und ein stürmischer Beyfall, mehr aber noch die Thränen in manchen Augen, selbst in denen der Königinn Mutter, belohnten seine meisterliche Darstellung.

Ich habe seitdem oft über dieß sein Spiel nachgedacht, und in ihm eine Bestätigung meiner jüngst geäußerten Meinung gefunden, daß Graf Guiche eine Tiefe des Gemüths besitze, von der die flüchtige Hofwelt um ihn herum keine Ahnung hat. Diese Seele, die den dunkelsten Schmerz so wohl darzustellen weiß, muß den Schmerz auch kennen, und nur, wer geliebt, und unglücklich geliebt hat, kann dem Zuseher die Leiden eines durch hoffnungslose Leidenschaft zerrissenen Innern so täuschend anschaulich machen.

Wen er wohl mag geliebt haben? Die la Chalais ist es nicht, denn hier seufzt er ja nicht unerhört. Vielleicht hat ihm, wie dem unglücklichen Tancred, die frühere Geliebte der Tod entrissen. Ich gestehe, ich möchte die Frau kennen oder gekannt haben, die dieß Herz genügend auszufüllen im Stande ist. Nichts alltägliches kann sie nicht gewesen seyn. Und dennoch liebt er eine la Chalais? Mein Kopf verwirrt sich. Lebt recht wohl, theure Mutter!

Zehnter Brief.

Fräulein von Scüdery an Frau von Montbazon.

Paris im July.

Nicht umsonst, meine Liebe, schreibt man den Dichtern von Alters her eine Art Wahrsagergabe zu. — Ich las das öfters, ohne es zu glauben, und dennoch sollte ich bald denken, daß ich an mir selbst eine Spur dieses Ausspruchs bestätigt gefunden habe. Was ich Dir von der Gefahr, welche Madame durch die Aufmerksamkeit des Königs auf sie drohte, geschrieben, hat sich, wie Du weißt, erfüllt. Aber noch eine andere Vorhersagung, die nur als Besorgniß in meiner Seele lag, ist zur Wirklichkeit geworden. Ich fand die Prinzessinn, seit jenen unangenehmen Auftritten mit ihrem Gemahl und seiner Mutter, sehr verändert und ungemein stille geworden. Es dünkte mich ziemlich natürlich, und ich dachte nichts weiter. Aber der Hof ging nach St. Cloud, un-

die Herzoginn, welche mich immer mit vieler Huld behandelt, hatte die Gnade mich aufzufordern, sie in diese ländliche Einsamkeit zu begleiten. Hier war ich nun viel um sie, und viel in dem kleinen Kreise, der sie dort umgab, und in welchen Monsieur auch seinen Liebling, den Grafen Guiche, gezogen hatte. Hier fielen mir die Schuppen von den Augen, und die Entdeckung, welche ich machte, und die sich mir, trotz meines widerstrebenden Gemüthes dennoch aufdrang, hat mein Herz mit Besorgnissen erfüllt, welche der Verfolg der Ereignisse nur zu sehr bestätigt hat.

Graf Guiche und Madame fühlen für einander; das ist mir bewiesen, obgleich ich vielleicht eine der Ersten, vielleicht die Einzige bin, die dieß bemerkt. Monsieur wenigstens scheint auch mit keinem Gedanken an die Möglichkeit zu glauben, daß hier etwas aufkeime, was der Ruhe und dem Glücke dieser beyden Personen und dem seinigen gefährlich werden könnte. Er ist es, der den jungen, höchst liebenswürdigen Mann täglich, ja stündlich seiner Frau gegenüber stellt, seiner Frau, in deren Herzen er so fremd ist, als im Lande der Gegenfüßler. Er hat ihm das Recht ertheilt, zu jeder Stunde in seinem Apartement, sowohl im Palais-Royal als hier auf dem Lande, einzutreten. Er spricht mit

ruhmrediger Eitelkeit von der Schönheit und den Vorzügen seiner Frau mit ihm, und lenkt des Jünglings Blicke recht mit Gewalt auf sie*). Was will er damit? Überredet ihn sein Stolz, daß seine Frau, die Tochter, Enkelinn und Schwester von Königen, sich mit der Neigung ihres Herzens nicht bis zu einem Unterthan würde verlieren können? Hat er der Gemahlinn seines Ahns, Ludwig des Zwölften, vergessen, die als Tochter, Schwester und Witwe eines Königs dem geliebten Suffolk ihre Hand reichte? O wie schlecht kennt er dann die Liebe!

Graf Guiche scheint sie besser zu kennen. Schon lange habe ich gemuthmaßt, seine allzuauffallenden Bewerbungen um eine so unbedeutende Schönheit, als diese la Chalais, seyen nur eine Maske. Nun glaube ich deutlich zu sehen, daß sie keinen andern Zweck haben, als sich selbst und Andere über den wahren Zustand seines Herzens zu betäuben, und irre zu führen.

In jenen höchst angenehmen, stillen Stunden, die wir in St. Cloud zubrachten, wo geistvolle Gespräche, Musik und Lectüre die Zeit auf sehr genügende Art ausfüllten, machte ich meine ersten Beobachtungen, wenn die beyden jungen Herzen, stets von Einerley Melodie, von einerley Lieblingsstelle,

*) S Memoires de Madame de la Fayette.

von einerley Empfindung ergriffen, sich wie verabredet auf halbem Wege begegneten; wenn, so oft der Graf sich unbemerkt glaubte, ein glühender Blick schnell auf die Angebethete fiel, und eben so schnell sich abwandte, um ja nicht ertappt zu werden; wenn ihre jetzt oft trüben Mienen sich bey seinem Eintritt plötzlich erheiterten, und die Sonne gleichsam in ihrem Herzen aufging.

Den letzten Ausschlag und das Siegel auf alle meine frühern Bemerkungen gab aber das berühmte Ballet: der bezauberte Wald, das der König mit eben so viel Geschmack als Pracht aufführen ließ. Ich hatte schon zuweilen den Proben beygewohnt; denn Madame und selbst der König hatten die Gnade gehabt, meinem Urtheil und meinem Rathe bey der Aufführung dieses ganz dem Gebiethe der Dichtkunst entnommenen Sujets Einiges zuzutrauen. Hier konnte ich deutlich den lebhaften Antheil bemerken, den Madame und der Graf an einander nahmen; ich überraschte manchen Blick, ich hörte manches leise und unbemerkt gestüsterte Wort *), und die Besorgniß, die ich längst gehegt, ward mir immer bedeutender. Nun kam die Aufführung. Ich stand nicht ferne von Madame in den Couliffen; denn für mich hatte das Ballet

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

nichts Neues mehr, und so zog ich es vor, auf dem Theater zu bleiben, und die Wirkung zu beobachten, welche Tancreds Erscheinung, der heute zum erstenmahl in vollem Costüme auftrat, und auch zum erstenmahl alle tragische Kraft seines Spiels entwickelte, auf die Prinzessinn machte. Ich sah die heftigste Erschütterung in ihren Mienen, ihre Brust hob sich schnell und fliegend, ihr Athem stockte, nun brachen ihre Thränen hervor, und ihres theatralischen Anzugs, der Schminke, die ihre Wangen deckte, aller Umgebungen vergessend, ließ sie ihre Thränen strömen, und stand noch in der sichtbarsten Erschütterung an eine Coulisse gelehnt, als Graf Guiche, der, seiner Rolle gemäß, eben mit dem Zeichen der düsterſten Verzweiflung die Bühne verließ, an ihr vorüber eilte. Er erblickte sie, er sah ihre Thränen, sein Schritt hemmte sich, sein Auge hing an ihren tiefbewegten Zügen. Wäre es möglich! rief er: Könnte mein Schmerz diese Thränen erregen? — Die Prinzessinn schaute ihn an, ohne zu antworten; aber ich sah Blicke hin und her wechseln, welche mir den ganzen Abgrund gegenseitiger Leidenschaft schreckend kund gaben; ich sah Guiche sich auf ein Knie vor der Herzoginn niederlassen, und ihre Hand, die sie ihm mit einem unaussprechlichen Ausdruck in ihren Zügen reichte,

lang und heftig an seine Lippen drücken. Dann sprang er schnell auf, denn es nahte sich Jemand dem Orte dieser Unterredung. Madame faßte sich so gut sie konnte — der König kam herbey, um sie zu erinnern, daß nun ihre Scene bald beginnen würde, und ich hörte, wie er einiges Befremden über ihre verstörte Miene äußerte. Was sie geantwortet, vernahm ich nicht, ich sah sie nur schnell in das Ankleidezimmer eilen, und in wenigen Minuten wieder in ihrem vorigen Glanze erscheinen. Der König sagte ihr einige Schmeicheleyen über ihr Aussehen, und sie war wirklich in ihrem Armidencostüme schön genug, um Alles glaubwürdig zu machen, was Tasso den Reizen dieser Zauberinn zuschreibt. Mir aber entging der Ausdruck von innerer Erschütterung nicht, der sich in ihrem ganzen Wesen aussprach, und den weder der schön ausgeführte Tanz, noch die übrigen schimmernden Umgebungen und der stürmisch laute Beyfall, den ihre Darstellung erhielt, gänzlich verwischen konnte. Seitdem, ich gestehe es Dir, zittere ich für diese Frau, und Gott gebe, daß es nur meine lebhafte Phantasie, wie man mir so oft vorwirft, und nicht ein leidiges Voraussehen wahrscheinlicher Folgen seyn möge, was mich beunruhigt, so oft ich Madame oder ihren liebenswürdigen, aber unglücklichen Verehrer sehe!

Eilfter Brief.

Fräulein von Montalais an Frau von l'Escüre.

Fontainebleau, im Julius.

Du ſiehſt, wir haben abermahls Platz gewechſelt, und mit ihm auch den Ton und die Art unſerer Unterhaltungen; denn anders weiß des Königs unerſchöpflicher Geſchmack die Freuden in dem kleinen ländlichen Schloſſe von St. Cloud, und anders wieder in dem wahrhaft königlichen Pallaſt und den Zaubergärten von Fontainebleau zu geſtalten. Mir gefällt es aber hier viel beſſer, und ich kann dem Geſchmacke meiner Gebietherinn nicht beyſtimmen, welcher der Aufenthalt in St. Cloud lieber war. Hier bezeugt alles den Glanz, die Herrlichkeit des erſten Hofes in Europa. Alles iſt im Einklang. Nur ſo prächtige Gebäude, ſo weitläufige Gärten, ſolcher Zuſammenfluß hoher und vornehmer Perſonen, wie ſich hier findet, ſcheint mir

eine würdige Umgebung für Ludwig den Vierzehnten. Auch haben wir schon einige sehr glänzende Feste gehabt, unter andern ein Ballet, bey welchem der König, Madame, Graf Guiche und seine Schwester, und noch viele Personen des Hofes tanzten. Es war ein herrliches Schauspiel. Ein nicht kleines Theater bewegte sich mit allen Scenen und Personen, die darauf zu thun hatten, durch eine ganze Allee, bis es an dem Punct anlangte, wo es im Angesichte der Zuseher stehen blieb*). Der Inhalt des Balletes war aus einem Italienischen Gedichte genommen; der Titel hieß: Der bezauberte Wald. Ein Zauberer erscheint und macht seine Beschwörungen, damit keiner der Ritter den Wald betreten, und einen der Bäume umhauen könne. Zuerst tritt nun einer derselben auf, und gibt durch seine Geberden zu erkennen, er sey entschlossen, das Abentheuer zu bestehen, und sich an den Wald zu wagen. Da lodert plötzlich, zu nicht geringem Schrecken vieler Zuschauer, von allen Seiten Feuer aus der Erde, umgibt den Hain mit einem flammenden Walle, und zwingt den Ritter, sich unverrichteter Dinge wieder zu entfernen. Sogleich verschwindet das

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

Feuer; aber indeſſen hat ſich auch das Ausſehen des Waldes verändert, und ſtatt eines anmuthigen Haines ſah man einen dichten düſtern Forſt. Nun erſchien der zweyte Ritter, Graf Guiche, als Tancred. Da erheben ſich Klageſtimmen und Trauergeſänge ringsum, und erweichen ſchon ſeinen entſchloßnen Muth. Dennoch faßt er ſich und nähert ſich einem Baume, den er fällen will. Aber in dieſem Baume iſt der Geiſt ſeiner verſtorbenen Geliebten verzaubert. — Sie tritt heraus, ſie macht ihm Vorwürfe, daß er ihr keine Ruhe im Tode gönne, und nun vermag er nicht, den Baum zu verletzen, und entfernt ſich ebenfalls, nachdem er ſeinen Schmerz und ſeine Verzweiflung recht natürlich dargeſtellt hat. Hierauf kommt der Zauberer noch einmahl, und um ihn ſammeln ſich in einem wilden aber ausdrucksvollen Tanze ſeine Dämonen und Geſpenſter. Er gibt ihnen zu verſtehen, daß jetzt die größte Gefahr nahe, indem der tapferſte, frömmſte und ſchönſte Ritter des Chriſtenheeres erſcheinen wird; dann macht er aufs neue Beſchwörungen, und nun feyerte die Theatermaſchinerie wirklich ihren herrlichſten Triumph. Der düſtere Wald von gemahlten Bäumen verſchwand, und vor unſern Augen ſtand ein paradieſiſcher Luſthain von wirklichen Palmen- und Orangenbäumen aus den königlichen

Treibhäusern, zwischen welchen lebendige Rosenhecken, majestätische Aloen, und andere fremde Gewächse prangten und dufteten. Der König — Nein, man kann keine schönere Männergestalt sehen, als ihn, wie er in der glänzenden Silberrüstung auftrat! — der König, als Rinaldo, zeigte sich. Entschlossen jeden Zauber zu besiegen, näherte er sich dem Palmenhain. Da schwebte, ebenfalls wunderschön, Madame als Armida, von ihren Nymphen begleitet, ihm entgegen; diese umschlangen ihn mit Blumengewinden, er aber, obgleich man ihm den Kampf ansah, den es ihn kostete, dieser Verführung zu widerstehen, blieb standhaft und muthig, er hieb mit seinem Schwerte in einen der nächsten Bäume und stürzte ihn nieder. Da entfloh Armida sammt ihren Nymphen unter Wehklagen; die Dämonen, welche zwischen den Bäumen sichtbar wurden, begannen einen Kampf mit Rinaldo, er aber trieb sie in die Flucht, und nun traten von allen Seiten seine Streitgenossen, die christlichen Ritter, heraus, und ein allgemeiner Tanz, in welchem der König sich vor Allen auszeichnete, beschloß das Ballet. Es war ein wunderschönes Fest, und obgleich meiner Meinung nach der König bey weitem am schönsten getanzt und ausgesehen hatte, gab es doch Einige, welche dem Grafen Guiche den Preis zu-

erkennen wollten. Ich will des Grafen Kunst und Verdienst nicht bestreiten, mich dünkt es aber, er halte den Vergleich mit dem Könige nicht aus, und überhaupt gehöre ich weder zu den geheimen noch öffentlichen Bewundererinnen dieses Mannes, den Monsieur's Gnade übermüthig macht, und der, wenn er das Glück genießt, (was ihm nur zu oft widerfährt), sich im engsten Familien-Zirkel des königlichen Hauses zu befinden, für kein Erdengeschöpf dann mehr Aug' und Ohr hat. So ging es in St. Cloud, wo überhaupt die Zeit in der sogenannten ländlichen Stille mir recht langweilig vorbeyschlich — und wo Graf Guiche, seine Schwester, die stolze Fürstinn von Monaco, und das gelehrte Fräulein von Scüdery den ganzen Kreis bildeten, der sich um Madame schloß, und in welchem Lectüre, Musik und dergleichen unbedeutendes Zeug Alles war, was von Unterhaltung oder Zerstreuung an die Tagesordnung kam. Da war es mir denn wie eine Erlösung, als des Königs Geboth uns wie mit einem Zauberstabe in diese glänzenden und anmuthigen Gefilde versetzte, und hier erst athme ich wieder freyer auf.

Zwölfter Brief.

Dieſelbe an Dieſelbe.

Fontainebleau, im July.

Lache mich aus, ſchilt mich dumm, blind, thöricht — wie Du willſt! — Ich verdiene es. Wo hatte ich meine Augen, wo meine Beobachtungsgabe? Wo meine Vorausſicht, deren ich mich ſo oft gerühmt? Ein gäher Blitz hat das Dunkel erhellt, in dem ich gedankenlos wandelte. — Doch nein! Ich verdiene dieſe Beſchuldigungen, die mir in Stunden des Mißmuthes mein eigener Kopf macht, nicht ſo unbedingt. Ich habe Manches, ja Vieles, was ich zu meiner Rechtfertigung anführen kann. Wer wird glauben, daß Jemand, dem es vergönnt iſt, im Glanze der Sonne zu wandeln, hingehen und ſich ein Lämpchen anzünden wird, um ſich an deſſen Schein zu erfreuen. Wer wird glauben, daß man neben Ludwig dem Vier-

zehnten — doch ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen. Höre es ſelbſt, erſtaune, und dann richte mich!

Geſtern Abends hat ſich ein Vorfall ereignet, der bald ein großes Unglück hätte herbeyführen können, der indeß, da ein glücklicher Zufall jenes verhüthete, nur zu mancherley Beobachtungen, Bemerkungen und Verwunderungen Anlaß gegeben hat, und ſpäter noch vielmehr geben wird, wenn man erſt ruhig genug geworden ſeyn wird, um Alles, was eigentlich geſchehen, und wie es geſchehen, reiflich zu erwägen. Heute iſt nur noch Schrecken und Neugierde mit dem Hergang der Sache beſchäftigt, und Jedermann ſpricht nur davon.

Du wirſt Dich jener Abendſpazierfahrten in den königlichen Gärten erinnern, welche eine Lieblingsunterhaltung des Monarchen ſind, und die ſchon vor einiger Zeit, weil der König damahls ausſchließend nur mit Madame fuhr, und ihr überhaupt viele Aufmerkſamkeit — ja ich darf wohl ſagen — Zärtlichkeit bewies, die Eiferſucht der Königinn, und die Beſorgniſſe ſeiner Mutter erregt hatten. Madame war durch jene Geſchichte ſehr verletzt, ſie zog ſich ſtreng vom Könige zurück, aber auf eine ſo auffallende Art, daß, wer ſie ge-

nauer beobachtete, den Zwang nicht verkennen konnte, der ihr Betragen beherrschte. Auch fand ich von dieser Zeit an ihre Stimmung sehr geändert, den fröhlichen Humor verschwunden, der sie früher belebte, und einen ungewöhnlichen Ernst auf ihrer Stirn. Setze noch hinzu, daß man um diese Zeit dem Könige die la Valliere vor Augen brachte, um ihn von Madame abzuziehen, und daß dieß Mittel nur zu gut anschlug, und du wirst begreiflich *) finden, daß ich meiner Gebietherinn trübe Stimmung leicht hieraus erklären konnte, ohne meine Zuflucht zu einer andern Voraussetzung zu nehmen. Bloß in St. Cloud, wo der Kreis des Hofes kleiner, die Unterhaltung zwangloser, und keine Möglichkeit den König ganz zu vermeiden war, wo sich also Madame oft, und zuweilen allein mit dem höchst liebenswürdigen Fürsten befinden mußte, fand ich ihre Stimmung wieder heiterer, und sah in dieser Erscheinung eine Bestätigung des Vorhergehenden. Nun wurden wir hierher versetzt, die Abendspazierfahrten begannen wieder, und die Reihen der königlichen und anderer glänzenden Equipagen bewegten sich wieder bey Fackelschein und unter dem Getöne mehrerer Mu-

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

ſtkchöre, die hier und dort in den Büſchen aufgeſtellt waren, durch die prächtigen Alleen des Gartens. Madame fährt gewöhnlich mit ihrem Gemahle, dem ſie ſich jetzt mehr als ſonſt nähert, zuweilen aber auch mit dem Könige, und die Wagen mit ihren Fräulein, alſo mit der la Valliere, folgen den ihrigen. Der König ſitzt wohl meiſtens im Wagen ſeiner Frau, zuweilen aber ſteigt er aus, um Madame in dem ihrigen zu beſuchen, und da geſchieht es denn manchmahl, daß er, weil man bey Nacht die Kutſchen nicht ſo leicht unterſcheiden kann, in den geräth, worin ein Paar Hoffräulein, und unter ihnen die la Valliere, fährt. Im Vertrauen geſagt, ich meine, die beyden Königinnen hätten lieber jenen Sturm gegen meine Frau nicht erregen, und den König ſich mit ihr beſchäftigen laſſen ſollen, es hätte weit weniger auf ſich gehabt. Das Mittel, dieſe la Valliere, wird wohl der Ruhe des königlichen Hauſes ſchädlicher werden, als jenes Übel, wenn es eines iſt, je geworden wäre.

Doch wieder zu der Spazierfahrt. Geſtern fuhr meine Gebietherinn mit ihrem Gemahle, der König war voraus mit der Königinn und ſeiner Mutter, wir und die Hofdamen der beyden Königinnen folgten; hinter uns aber kam noch eine zahlloſe Reihe von Equipagen, und daß Graf Guiche in

dem Wagen der schönen la Chalais war, ist vorauszusetzen. So bewegte sich der lange Zug durch die matt erleuchteten Alleen hin zu einem Boulingrin, wo eine Collation und Musik unser warten sollte. Weiß Gott nun, ob der Kutscher Monsieurs ungeschickt, oder die Pferde (wie es nachher hieß) wild und uneingefahren waren — genug, als der Wagen der Königinnen, der erste der Reihe, in die kurze Allee einbog, welche zu dem hellerleuchteten Boulingrin führte, und nun das in den Gebüschen verborgene Musikchor schmetternd mit Trompeten und Pauken einfiel, da entstand auf einmahl ein schreckliches Getöse und Geschrey. Die Pferde an Monsieurs Wagen waren, von dem Lichterglanz oder der Musik erschreckt, scheu geworden, auf die Seite gesprungen, hatten den Wagen aus der Reihe bis ans Spalier gerissen, dort umgeworfen, und nur die dichten Gebüsche hinderten, daß der schwere Kasten nicht ganz zu Boden fiel.

Bestürzung und Schrecken waren allgemein. Die Wagenreihe kam in Unordnung. Einige wollten anhalten, Andere, die nichts von dem Unfalle wußten, wollten fortfahren; dadurch entstand neue Verwirrung. Die verschlungenen Wägen machten es beynahe unmöglich, zu dem verunglückten des Herzogs zu gelangen, um zu helfen; kurz, es war

ein Auftritt voll Schrecken und Gefahr. Der Wagen der Frau von la Chalais war ungefähr der achte oder zehnte hinter dem Monsieurs, aber so wie der erste Lärmen und einige confuse Laute von dem Unfalle, der dem Herzog begegnet war, und der möglichen Gefahr des erlauchten Paares zu Graf Guiche's Ohren kamen, so war er, trotz aller Angst, alles Flehens und Rufens seiner Gebietherinn, nicht mehr in ihrem Wagen zurückzuhalten. Fort sprang er, schlug sich durch drängende Menschen, durch bäumende Rosse, durch Lärmen und Verwirrung bis zu dem Platz, wo die verunglückte Kutsche noch in dem Gebüsche lag, war der Erste, der die ganz verwilderten Pferde an derselben zum Stehen brachte; dann auf die Räder sprang, den Kutschenschlag aufriß, die halbohnmächtige Prinzessinn triumphirend auf seinen Armen herausbrachte, und auf einen ruhigen Platz außerhalb des Gedränges trug. Monsieur war, so wie der Wagen sich offen befand, ebenfalls herausgesprungen, und seiner Frau und seinem rettenden Freunde nachgeeilt. Diese besonnene That des Grafen gab auch den Andern wieder Fassung und Besinnung. Der König, einige Offiziere der Garde u. s. w. kamen herbey, es wurde zugegriffen, die Stränge der Pferde abgehauen, diese fortgeführt, der zerbro-

mahlen, kein Dichter beſchreiben könnte, und in dem alle Gluth der Leidenſchaft, alle Angſt der beſorgten Liebe, und alle Verzweiflung der Trennung lag; ein eben ſolcher Blick folgte ihm aus den Augen der Prinzeſſinn, und ich ſah auf einmahl klar in ihrem Herzen, und hatte den Sinn eines Räthſels gefunden, das mich längſt ſchon beſchäftigt hatte.

So wie der Graf verſchwunden war, ſchwanden auch die letzten Kräfte der Herzoginn, ſie ſank uns in einer todtähnlichen Ohnmacht in die Arme, die lange aller unſerer Bemühungen, ſie zum Leben zu erwecken, ſpottete, und uns ernſtliche Beſorgniſſe einflößte. Als ſie endlich die Augen wieder öffnete, irrten dieſe, mit einem faſt wilden Ausdruck, ſuchend umher, dann richtete ſie ſich mit einem tiefen Seufzer auf, und, als beſänne ſie ſich allmählig, fragte ſie mit matter Stimme nach Monſieur und dem Könige. Man bath ſie, ſich zu beruhigen, erzählte ihr, daß der König ſich entfernt, und auch allen gegenwärtigen Perſonen gebothen habe, ſich zu entfernen, und meldete, daß bereits eine Kutſche hier ſey, um ſie aufs Schloß zu bringen. Aber ſie ſchüttelte matt das Haupt und ſagte: Ich bin nicht im Stande zu fahren. Eine Sänfte! — Wir ſahen Alle ſo ziemlich ein, daß ſie Recht hatte, denn ihre Erſchöpfung war ſehr groß. Es wurde alſo eiligſt um eine Sänfte ge-

ſchickt. Monſieur ſelbſt kam mit derſelben, man hob Madame vorſichtig hinein, brachte ſie ins Schloß, und ſogleich zu Bette. Das hüthet ſie nun heute noch, ein heftiges Fieber, welches ſich eingeſtellt hat, erregt wirklich Beſorgniſſe, und ſie iſt ſehr krank.

Da haſt du nun die Geſchichte der vorigen Nacht, und in ihr eine unvermuthete Entdeckung, welche ich auf einem ganz andern, und alſo ganz falſchem Wege ſuchte. Das alſo war es, was den heitern Blick der Fürſtinn ſo oft trübte, und darum war man in St. Cloud ſo vergnügt? Es wird nun darauf ankommen, dieſe neue und unerwartete Conſtellation klug zu benützen. Daß dieſe Leidenſchaft gegenſeitig iſt, habe ich erkannt; daß ſie heftig ſeyn muß, hat der gefährliche Ritterdienſt bewieſen, den Graf Guiche ſeiner Dame leiſtete, ſo wie die Erſchütterung, in die er ſie dadurch verſetzte, und die aus dem bloßen Schrecken allein nicht zu erklären wäre. Wenn auch eine Vermittlung in dieſem Verhältniß weder ſo bedeutend, noch ſo folgenreich für mich werden kann, als ſie es geworden wäre, wenn ein Mächtigerer ihrer bedurft hätte, ſo kann doch auch dieſe Stellung der Herzen mich dahin bringen, wohin ich zu gelangen ſtrebe.

Dreyzehnter Brief.

Graf Armand von Guiche an seinen Freund Marquis Des Vardes.

Fontainebleau im Julius.

Ich kann nicht mehr! Ich habe gekämpft, ich habe eine Larve getragen, ein ekles Spiel gespielt, so lange meine Kräfte hielten; jetzt ist es vorbey. Ein Augenblick hat Alles zernichtet, was die Anstrengung eines halben Jahres mühsam erbaut hatte. — Ein Windstoß hat die trügerische Asche hinweggeblasen, und die langerstickte Feuersbrunst lodert hell empor.

Gestern Abend — o ich werde dieses Abends in meinem Leben nicht vergessen! In diesen Armen habe ich sie gehalten, an dieser Brust hat sie gelegen, an meinem Herzen hat das ihrige geschlagen, ihr Auge traf meines — und mit welchem Blick! Darf ich es denn glauben? Darf ich es mir selbst

gestehen, was in diesem Blicke lag? Und der Ton ihrer Himmelsstimme, mit welcher sie rief: Graf Guiche! Es war, als hätte sie mich erwartet und doch gezweifelt, und sich überrascht gefühlt, als ich den Kutschenschlag aufriß und sie mich erblickte.

Wie sie sich dann erhoben, wie ich sie hervorgetragen, wie ich sie an einer ruhigen Stelle geborgen — das weiß ich Alles nicht. Ich fand mich zu ihren Füßen wieder — ein Flaccon lag in meiner Hand. Ich glaube, es war mein eigener. Ihr Auge haftete an mir. O wie unaussprechlich schön war sie in dieser rührenden Blässe, in dieser Erschöpfung! Zuweilen berührten ihre holdseligen Finger die meinigen, um den Flaccon zu nehmen. Ein Feuerstrom zuckte dann durch mein Innerstes. Warum konnte ich nicht ewig so knieen bleiben — warum nicht in diesem Momente mein Leben in ihrem Anschauen aushauchen?

Es kamen die Zudringlichen, ich hörte Stimmen, Geräusch, man befahl mir sie zu verlassen, das allein vernahm ich. Ich mußte gehen, aber meine Seele blieb bey ihr, und ein Blick aus ihren Augen begleitete mich. — Des Vardes! Diesen Blick werde ich sehen, und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte. Überall schaut er mir ent-

gen, überall glänzt dieser feuchte Himmelsstrahl aus den schönsten Augen mir wieder.

Als ich diese Frau das erstemahl erblickte — es war, wie ich von meiner Sendung aus Spanien zurückkam — diese zarte, schlanke Gestalt, diesen durchsichtigen Teint, diese Hoheit und diesen sanften Ernst in dem blauen Auge, diese Anmuth in jeder Bewegung! Sie ist nicht eigentlich schön, das gebe ich zu; denn Jedermann sagt es, und selbst ihr Wuchs soll nicht regelmäßig seyn. Mir ist nie eine hinreißendere Gestalt erschienen, und ich erkannte im ersten Augenblicke, daß mein Schicksal für immer über mich gesprochen hatte. Mit der Freude eines Geizigen, der sich seiner Güter rühmt, ohne ihren Werth zu fühlen, pries mir ihr Gemahl die Liebenswürdigkeit seiner Frau, die er jeder unbedeutenden Schönheit zu opfern im Stande ist, und stellte mich durch mein Verhältniß zu ihm, ihr täglich, stündlich gegenüber. Ich hatte noch so viel Besinnung, die Gefahr einzusehen, in der ich schwebte, in die ich sie stürzen konnte. Monsieurs Wille bannte mich fest in den Zauberkreis, den ich vielleicht nicht einmahl hätte verlassen wollen, wenn ich auch gekonnt hätte. Also mußte ein rascher Entschluß gefaßt, eine Scheidewand aufgerichtet werden, die Aller Blicke täuschte, indem ich mich als den Ver-

ehrer einer andern Schönheit laut und öffentlich erklärte. Ich blickte um mich. Du kennst die Damen unseres Hofes — daß ich nicht leicht eine Grausame finden würde, durfte ich hoffen. Mir stand die Wahl ziemlich frey, dennoch war sie nicht leicht. Der Gegenstand mußte so viele Vorzüge haben, daß man glauben konnte, Graf Guiche habe sein Herz an ihn verloren, und dennoch sollte er eigentlich so unbedeutend seyn, daß Sie, Sie, die einzige Königinn meines Herzens, keine wirkliche Nebenbuhlerinn in ihr sehen konnte. Noch erinnere ich mich Deines Erstaunens, als Du, von Deiner Verwundung wieder hergestellt, einige Tage nach Paris kamst, und mich als den erklärten Verehrer der Frau von la Chalais fandest. Ich ließ Dich einen Theil meines Geheimnisses errathen, — mein Herz ganz vor Dir zu enthüllen, wagte ich nicht. Hatte ich mir doch selbst die Tiefe und Unheilbarkeit meiner Wunde nicht gestanden. Damahls zwar übrigte mir noch ein Rest von Kraft. Der Aufenthalt in St. Cloud hat ihn mir völlig geraubt. So täglich, stündlich in ihrer bezaubernden Nähe, und Zeuge ihres tadellosen Betragens zu seyn, der Geduld, mit der sie die oft kleinlichen Launen ihres Mannes erträgt, der Klugheit, mit der sie ihnen zu begegnen, sie den Augen der Übrigen zu entziehen weiß,

der liebevollen Sanftmuth, mit der sie Jeden, der sich ihr naht, auch den Geringsten, behandelt — wer ist es, der sich stark genug gefühlt hätte, um den ersten Stein auf einen Unglücklichen zu werfen, den seine Kraft allmählig verließ, und dem seine angefangene Rolle länger fortzuspielen unmöglich wurde? Dann kam der Auftritt von gestern — ihre Gefahr, meine Angst um sie. — Jetzt weiß sie gewiß, was sie wohl längst geahnet, daß ich sie mit glühender Leidenschaft liebe. Aber auch mir hat ein Strahl des Himmels geleuchtet. Er verbirgt sich nur zu schnell hinter drohenden Gewittern. Monsieur ist zur Eifersucht geneigt, an aufmerksamen Spähern fehlt es nicht am Hofe, so wenig als an Zwischenträgern und Intriguanten, die sich Verdienste erwerben, die Hand im Spiele haben, wichtig scheinen wollen. Man wird uns belauern, man hat es vielleicht schon gethan. Man wird den König, die strenge Anna von Österreich gegen sie aufreizen, man wird die unangenehmen Auftritte, die schon einmahl vorgefallen, vielleicht mit doppelter Schärfe erneuern. Sie soll krank seyn, zu Bette liegen. Es ist möglich, daß Schrecken und Angst sie erschüttert haben, es ist möglich, daß ihre Seele einen Kampf besteht. Gott! großer Gott! welche Qual und welche Seligkeit liegt in dieser

Möglichkeit! O wenn ein Kampf der Liebe und Pflicht in ihr ſtatt fände! — Wenn —

Und iſt es mir erlaubt, zu zweifeln? Sehe ich nicht ihre Augen, und den Ausdruck, mit welchen ſie ſie auf mich richtete, überall vor mir? O ich bin unausſprechlich ſelig und unausſprechlich elend! Ich gleiche dem Miſſethäter, der ſeinen Tod am dritten Tage vor Augen hat, und noch mit vollen Zügen die Freuden des Lebens ſchlürft, die man ihm unbedenklich reicht. Ich ſehe düſteres kommen, für Sie, für mich. Und doch iſt es mir nicht möglich, irgend etwas zu bereuen. Mag geſchehen, was will! Ich werde Allem, was mich trifft, mit feſtem Muthe entgegen gehen, und den Himmel um Kraft anflehen, auch für ſie ſorgen, um das drohende Gewitter ſchonend über das theure Haupt hinleiten zu können. Gut wäre es, liebſter Des Vardes, wenn Du Dich jetzt von Deinen Geſchäften abmüßigen und nach Paris kommen könnteſt. Es wäre wohl möglich, daß ich in den Verwicklungen, die ſich rings um uns erheben werden, Deiner treuen Freundſchaft, Deines klugen Rathes, oder deiner Thätigkeit bedürfte. Kannſt Du dieß irgend möglich machen, ſo weiß ich, daß ich auf Dich zählen kann, und ſo lebe wohl!

Vierzehnter Brief.

Fräulein von Montalais an ihre Schweſter Frau von l'Escüre.

Fontainebleau im Auguſt.

Endlich, dem Himmel ſey Dank, ſind wir ſeit ungefähr acht Tagen der engen Kerkerhaft in den Krankenzimmern der Prinzeſſinn entledigt. Der Zufall im Garten hatte ſie heftig angegriffen; es war nicht der Schrecken oder die körperliche Erſchütterung allein, es war, wie ich überzeugt bin, auch die Gemüthsbewegung. Sie erhohlte ſich ſehr langſam, erſt am fünften Tage durfte die Königinn, und am ſechſten der König das Zimmer betreten, in welchem ſie, auf dem Ruhebett liegend, noch ſehr ſchwach und erſchöpft, die Beſuche empfing. Früher waren bloß wir und die Hofärzte um ſie, und Monſieur, der alle Tage vier- bis fünfmahl regelmäßig erſchien, ſich nach dem Befinden ſei-

ner Gemahlinn zu erkundigen. Nun aber ſteht ſie wieder Leute in ihren Zimmern, hat auch der Königinn ſchon ihren Gegenbeſuch gemacht, und nun kehre auch ich ins thätige Leben zurück, in welchem ſich ſeit vierzehn bis fünfzehn Tagen gar manches zugetragen hat, was mehr oder minder Bezug auf jenen Vorfall im Garten hat.

Die erſte Folge jenes Auftritts iſt, wie zu erwarten ſtand, der Bruch des Verhältniſſes zwiſchen Frau von la Chalais und dem Grafen Guiche. Sie hatte es ihm ſehr übel genommen, daß er ihren Wagen verlaſſen hatte, um Monſieur, wie er ſagte, zu Hülfe zu eilen. Sie ſtellte ihm umſonſt ihre eigene Gefahr und Angſt vor, der Undankbare verließ ſie doch, ihre Pferde geriethen indeſſen in die allgemeine Verwirrung, ihr Kutſcher fiel vom Leitſitz, ſie ſchrie aus Leibeskräften um Hülfe, ſie rief den Nahmen des Grafen. Vergebens! Ihre Schreckenstöne verhallten in dem Lärmen, der um ſie herum war. Endlich, als die Ordnung wieder hergeſtellt, ihre Leute und ſie ſelbſt zur Beſinnung gekommen, und die Überzeugung gewonnen war, daß, außer dem Schrecken, Niemand ein Unglück gehabt hatte, verließ auch ſie mit allen Übrigen ihren Wagen, und folgte dem Schwarm dorthin, wo ein Anblick ihrer wartete, der freylich nicht

geeignet war, ihre ſchon beleidigte Eigenliebe mit dem Grafen zu verſöhnen. Man ſagt, er habe ihrer gar nicht wahrgenommen, als ſie nicht fern von ihm in dem Kreiſe ſtand, welcher die Prinzeſſinn umgab, und als er ſich zuletzt auf des Königs Geheiß entfernen mußte, ſoll er bey ihr vorübergegangen ſeyn, ohne ſie zu ſehen. Andere behaupten, ſie habe ihn angerufen, er habe ſie gegrüßt, ſey aber vorbeygeeilt ohne ſich aufzuhalten. Wie dem immer ſey, es ſoll ein furchtbares Gewitter über des Grafen Haupt ausgebrochen ſeyn, er ſoll ſich ſchlecht, oder vielmehr gar nicht gegen alle ihre Vorwürfe und Schmähungen vertheidigt, und ſich ſo benommen haben, — wenigſtens ſagen das ihre Freunde — als wäre ihm dieſe Gelegenheit eben erwünſcht, um ein Band zu zerreißen, das ihm lange ſchon beſchwerlich geweſen. Genug, ſie ſind getrennt, und dieſes Ereigniß, zuſammengehalten mit jenem nächtlichen Unfall, der es eigentlich veranlaßte, gab der Welt allerley zu denken, und noch mehr zu vermuthen, und beſchäftigte mehrere Tage alle Geiſter, bis eine neue Erſcheinung das ſchnellveraltete verdrängte. Monſieur iſt abermahl, vielleicht zum fünfzigſten Mahl verliebt, und betreibt dießmahl die Sache mit einem Eifer, und zugleich mit einer Öffentlichkeit,

die besonders auffällt, wenigstens mir und jenen, welche ein Bischen tiefer zu blicken gewohnt sind.

Bey jenem berühmten Ballet hatte eine Dame, die, seit sie sich hier am Hofe hat vorstellen lassen, viele Sensation gemacht hat, die Herzoginn von Valentinois, Graf Guichens Schwester, und ihm in den Zügen des Gesichts so wie in Anmaßung und Hochmuth ähnlich, eine von den größten Nebenrollen. Sie spielte die erste von Armidens Nymphen und gleichsam ihre Vertraute; ja man sagt sogar, Madame habe einmahl davon gesprochen, ihr die eigne Rolle, Armide, abzutreten, dieß aber habe der König nicht zugegeben. Man muß gestehen, die Valentinois tanzte anmuthig, und sah bey den vielen Lichtern gut genug aus, denn man bemerkte die Pockennarben nicht, die sie sonst in der Nähe und am Tage verunstalten. Diese Frau nun, die mit einer an Unbesonnenheit und kindischen Übermuth gränzenden Lebhaftigkeit einen beleidigenden Stolz verbindet, womit sie alle jene von sich ferne zu halten weiß, die ihr nicht behagen — und deren sind viel — erfreut sich seit jenes Ballets der offenbaren Huldigung Monsieurs, und nimmt die zärtlichen Bestrebungen des ersten Mannes in Frankreich nach dem Könige mit einer so scheinbaren Gleichgültigkeit, aber mit einer darunter

so fein versteckten Coquetterie auf, daß man den Lehrer in dieser Kunst, ihren Bruder, in diesem Betragen nicht verkennen kann, und Monsieur mit jedem Tage verliebter wird.

Während nun Monsieur der stolzen Valentinois den Hof macht, scheint nur Madame nichts von dem zu sehen, was die ganze Welt sieht und bespricht. Sie spielt jetzt auf einmahl die pflichtmäßige Gemahlinn, nähert sich dem Herzoge, so viel sie kann, und entfernt sich in eben dem Maße und mit großer Strenge von demjenigen, den sie, wie ich doch nur zu gut weiß, heimlich liebt, und eben so von ihm geliebt wird. Und auch er beobachtet ein eben so sonderbares Betragen; er ist durch ihre scheue Entfernung gebannt, wie es scheint, voll Ehrfurcht, Zurückhaltung und unbedingter Ergebenheit. Ich kann mich zuweilen eines heimlichen Lachens nicht enthalten, wenn ich dieß Benehmen sehe, das wohl einen Ritter der Tafelrunde, oder einen Zeitgenossen des ehrlichen Messire Jean de Joinville, nicht aber einen jungen Mann vom Hofe Ludwig des Vierzehnten kleiden möchte.

Über dieß Alles, was mir oft genug zu denken gibt, hat sich seit kurzem — seit Madame nähmlich wieder Leute in ihrem Apartement sieht — ein Marquis Des Vardes, ein Jugendfreund des Gra-

fen Guiche, an unſerm Hofe vorſtellen laſſen, und erſcheint ſeitdem regelmäßig. Es iſt ein Menſch, den man nicht leicht vergeſſen wird, wenn man ihn einmahl geſehen hat. Brennend ſchwarze Augen, die Jeden, auf den ſie ſich richten, durch und durch zu forſchen ſcheinen, eine Habichtsnaſe, eine meiſt kahle Stirn, feine feſtgeſchloßne Lippen, und ein gelblichtes Teint bilden eine Phyſiognomie, die, ohne häßlich zu ſeyn, etwas Abſtoßendes hat, und laſſen auf vielen Scharfſinn, aber auch auf Eigenwillen und Geiſtesſtärke ſchließen. Guiche ſcheint ſehr an ihm zu hängen, ja er iſt der Einzige, vor dem ſein Übermuth ſich beugt. Dieſen Mann habe ich nun ſchon mehreremahle, wenn er ſich unbemerkt glaubte, unſere Gebietherinn mit ſcharfem brennenden Blicke betrachten geſehen; ich habe beobachtet, daß er ſich ihr zu nähern, von ihr bemerken zu machen ſucht. Was ſoll das? Liegt hier ein Complott zwiſchen ihm und Guiche zum Grunde, deſſen Ziel Madame iſt? Von welcher Art iſt dieß Complott? Iſt des Grafen Schweſter vielleicht auch mit verflochten? Weiß Madame um dieß Vorhaben? Alle dieſe und noch viele ähnliche Fragen und Zweifel jagen ſich nun oft in meinem Kopfe, und ich geſtehe Dir, ſie beunruhigen mich, denn ſie laſſen mich fürchten, daß Madame außer mir Ver-

so fein versteckten Coquetterie auf, daß man den Lehrer in dieser Kunst, ihren Bruder, in diesem Betragen nicht verkennen kann, und Monsieur mit jedem Tage verliebter wird.

Während nun Monsieur der stolzen Valentinois den Hof macht, scheint nur Madame nichts von dem zu sehen, was die ganze Welt sieht und bespricht. Sie spielt jetzt auf einmahl die pflichtmäßige Gemahlinn, nähert sich dem Herzoge, so viel sie kann, und entfernt sich in eben dem Maße und mit großer Strenge von demjenigen, den sie, wie ich doch nur zu gut weiß, heimlich liebt, und eben so von ihm geliebt wird. Und auch er beobachtet ein eben so sonderbares Betragen; er ist durch ihre scheue Entfernung gebannt, wie es scheint, voll Ehrfurcht, Zurückhaltung und unbedingter Ergebenheit. Ich kann mich zuweilen eines heimlichen Lachens nicht enthalten, wenn ich dieß Benehmen sehe, das wohl einen Ritter der Tafelrunde, oder einen Zeitgenossen des ehrlichen Messire Jean de Joinville, nicht aber einen jungen Mann vom Hofe Ludwig des Vierzehnten kleiden möchte.

Über dieß Alles, was mir oft genug zu denken gibt, hat sich seit kurzem — seit Madame nähmlich wieder Leute in ihrem Apartement sieht — ein Marquis Des Vardes, ein Jugendfreund des Gra-

fen Guiche, an unſerm Hofe vorſtellen laſſen, und erſcheint ſeitdem regelmäßig. Es iſt ein Menſch, den man nicht leicht vergeſſen wird, wenn man ihn einmahl geſehen hat. Brennend ſchwarze Augen, die Jeden, auf den ſie ſich richten, durch und durch zu forſchen ſcheinen, eine Habichtsnaſe, eine meiſt kahle Stirn, feine feſtgeſchloßne Lippen, und ein gelblichtes Teint bilden eine Phyſiognomie, die, ohne häßlich zu ſeyn, etwas Abſtoßendes hat, und laſſen auf vielen Scharfſinn, aber auch auf Eigenwillen und Geiſtesſtärke ſchließen. Guiche ſcheint ſehr an ihm zu hängen, ja er iſt der Einzige, vor dem ſein Übermuth ſich beugt. Dieſen Mann habe ich nun ſchon mehreremahle, wenn er ſich unbemerkt glaubte, unſere Gebietherinn mit ſcharfem brennenden Blicke betrachten geſehen; ich habe beobachtet, daß er ſich ihr zu nähern, von ihr bemerken zu machen ſucht. Was ſoll das? Liegt hier ein Complott zwiſchen ihm und Guiche zum Grunde, deſſen Ziel Madame iſt? Von welcher Art iſt dieß Complott? Iſt des Grafen Schweſter vielleicht auch mit verflochten? Weiß Madame um dieß Vorhaben? Alle dieſe und noch viele ähnliche Fragen und Zweifel jagen ſich nun oft in meinem Kopfe, und ich geſtehe Dir, ſie beunruhigen mich, denn ſie laſſen mich fürchten, daß Madame außer mir Ver-

traute haben oder bekommen könnte. Sollte es möglich seyn, was mir schon öfters wie ein böser Gedanke eingefallen ist, daß Madame, mittelst der Valentinois oder des Des Vardes, heimliche Zusammenkünfte mit dem Geliebten haben, und sie sich Beyde in diesem trauten Beysammenseyn für den Zwang entschädigen sollten, den sie sich vor der Welt anthun müssen? Ich gestehe Dir, wenn ich ihr höchst seltsames Betragen gegen einander bedenke, weiß ich mir es oft nicht anders zu erklären. Und dennoch weiß ich eben so gewiß, daß ich meine Gebietherinn aufs Genaueste beobachte, und so viel wie möglich mich in Kenntniß aller ihrer Schritte zu halten suche. Wenn sie nun, ungeachtet dieser meiner Vorsicht, durch andere Personen an ihr verstecktes Ziel gelangt, so müssen diese Personen sehr schlau und sehr geschickt seyn. Dieß alles zu erforschen, und wenn ich es erforscht habe, jene Ungebethenen zu entfernen, und allein Meisterinn des Geheimnisses zu seyn, ist die schwierige Aufgabe, die ich mir gesetzt habe.

Fünfzehnter Brief.

Prinzessinn Henriette an Lady Honoria Montague.

Fontainebleau, im August.

Schon einmahl, meine geliebte Freundinn, habe ich Dir mein wundes Herz gezeigt, und Du hast mein Vertrauen liebevoll aufgenommen. Zu wem könnte ich wohl mit meinen Klagen fliehen, als zu Dir, zu Dir, die mein Herz von Kindheit an kennt! Sonst wohl war meine gute Mutter die erste Vertraute meiner Seele, und bis auf jene unselige und doch so schöne Nacht konnte ich ihr jeden meiner Gedanken erzählen. Das ist leider nicht mehr so! Durfte ich ihr Gemüth, das ohnedieß durch das Schicksal unsers Hauses gebeugt ist, mit diesem neuen Gewichte meines Unglücks belasten? Durfte ich ihr, als sie jüngst besorgt an meinem Krankenlager saß, die Tiefen dieses zerrissenen Herzens enthüllen, und eine Schwachheit eingestehen, die

ernſtes Pflichtgefühl verdammen mußte? Nein! — das war unmöglich. Aber klagen muß ich meinen Schmerz, Theilnahme und Troſt auswärts ſuchen, hier gibt ſie mir Niemand. Doch nein! Ein Herz iſt, das tief und ganz mit mir fühlt. — Aber von dieſem Einen gebeut meine Pflicht, mich ſtreng zu entfernen. Dir darf ich Alles geſtehen, und dieſe Blätter kommen in keine entweihende Hand. Ich übergebe ſie ſtets ſelbſt deinem Oheim, dem Abbé, den ich oft bey der Königinn Mutter zu ſehen Gelegenheit habe, und ſo gelangen ſie ungefährdet in Deine Hände.

Ich habe ihn nun wiedergeſehen. — Nie werde ich den Eindruck vergeſſen, den ſein Anblick nach einer Trennung von beynahe zwey Wochen und nach jener Scene im Garten auf mich machte. Sein Herz hatte mich ganz errathen, ohne Wink, ohne Abrede war ſein Betragen genau ſo, wie ich es nur wünſchen konnte; kein Blick, kein Wort anders als ſonſt, dieſelbe Freymüthigkeit des Benehmens gegen Andere, dieſelbe ehrerbiethige Zurückhaltung gegen mich, die er jederzeit beobachtet hat. Er ſchien heiter, geiſtreich wie ſonſt; er war die Seele des Kreiſes, der ihn zunächſt umgab; doch dieſer Kreis war etwas fern von mir. Ich dankte ihm dafür, und ich allein bemerkte doch in den tiefern Zügen,

in dem trübern Blick dieser schönen Augen, daß eine Veränderung in seinem Innern vorgegangen war. Ich allein fühlte den Zwang, der sein Benehmen beherrschte, und den Niemand sonst gewahrte.

O, unsere Herzen verstehen sich ganz! In St. Cloud haben hundert Anlässe, Gespräch, Lectüre, Musik, ernste Unterhaltungen oder jugendliche Freuden, mich von diesem vollen Einklang überzeugt. Dämahls hielt ich es nur für eine freundschaftliche Übereinstimmung, ich hatte alle Ursache, sein Herz für erfüllt von einer mächtigen andern Empfindung zu halten. Da zerriß jenes nächtliche Abentheuer den trügerischen Schleyer, der schon so manches vorhergehende Ereigniß gelüftet hatte, vollends, und ließ mich in die Flammen eines Vulkans schauen.

Mein Vorsatz steht fest, ihn zu vermeiden, so viel ich kann, und vor allem mich nie mehr mit ihm allein zu finden. Ich bin es mir, ich bin es endlich seiner Ruhe schuldig. Diese Liebe muß bekämpft werden, von seiner sowohl als meiner Seite. Ob ich das letzte ganz zu bewirken im Stande seyn werde, weiß ich nicht, obwohl ich mit Gottes Hülfe ernstlich an mir arbeite. Aber ich wünschte seinem edlen Gemüthe die ehemahlige Freyheit und Ruhe zu verschaffen, die, das sagt mir jeder Blick, den ich auf ihn werfe, für ihn verloren ist.

Viel könnte Monsieur beytragen, diesen ernsten Vorsatz zu unterstützen, wenn er nicht so ganz achtlos für mich durchs Leben ginge. Ich habe suchen wollen, ihn in den Cirkel zu ziehen, der mich jetzt, seit ich wieder Leute sehe, in meinem Appartement umgibt. Das war vergebliche Mühe, denn er flattert um die liebenswürdige Herzoginn von Valentinois, und ist nur dort zu sehen, wo ihre Reize strahlen. Ja, diese Neigung scheint ernstlicher gemeint, als alle seine frühern, und während er der Schwester nachläuft, schickt er den Bruder zu mir, mir Gesellschaft zu leisten. O Honoria! Wie schwer wird mir meine Pflicht!

Guiche's Freund, jener Des Vardes, erscheint jetzt sehr oft bey mir; aber ich kann mich nicht recht an ihn gewöhnen. Er hat Verstand und Kenntnisse, seine Unterhaltung ist geistreich und oft belehrend, denn er hat große Reisen gemacht, und viel gelesen. Aber o wie ganz anders geht aus seines Freundes Gemüthe die schöne Blume geistiger Bildung hervor, ein liebliches Ganzes, dessen einzelne Bestandtheile wir nicht zu erkennen vermögen, das uns aber erfreut, so wie es ist! Des Vardes belehrt uns alle Augenblicke; er weiß erstaunlich viel, aber wir müssen es auch erfahren, wo, wie, und mit welchem Kraftaufwand er das erwarb, was wir bewundern. Er

läßt seine Überlegenheit überall fühlen. Niemand genügt ihm, und ich habe noch nicht ergründen können, ob ein wirklich großer innerer Werth, oder ein höchstanmaßender Egoismus diese Forderungen hervorbringt. Ich für meinen Theil wäre geneigt, das letztere zu glauben; aber daß Guiches Geist sich vor dem seines Freundes beugt, daß er ihn so hoch hält, macht mich doch glauben, daß er auch wirklich hoch stehe, und so gebe ich mir Mühe, die antipathetische Abneigung zu überwinden, die mich von diesem Manne fern hält. Noch sonderbarer ist es, daß, wie sonst gewöhnlich zu geschehen pflegt, Des Vardes diese Antipathie nicht zu theilen scheint. Er nähert sich mir auffallend, er richtet das Gespräch oft an mich, unterordnet sein Urtheil dem meinigen, gibt sich das Ansehen stets einerley Meinung mit mir zu seyn, und erweiset mir eine Art von Huldigung, die mich überrascht, ohne mich zu erfreuen, um so mehr, da er allgemein für einen Verehrer der Gräfinn von Soissons gilt, die meine Gönnerinn nicht ist. Vielleicht hat er die Absicht, sich mir und seinem Freunde zum Mittelsmann aufzudringen. Es wäre möglich. Davor würde ich zittern. Und überhaupt — eine unglückliche, eine hoffnungslose Neigung, die sich selbst den Stab bereits gebrochen hat, bedarf keines Vertrauten.

Sechszehnter Brief.

Fräulein von Montalais an ihre Schweſter Frau von l'Eſcüre.

Fontainebleau im October.

Nun geht der Sturm los. Alles iſt aufgeregt, und je länger und trügeriſcher die Ruhe war, in der ſich die Parteyen wiegten, je heftiger kämpfen nun die Leidenſchaften gegen einander. Du weißt, daß ich Madame in Verdacht hatte, durch andere Perſonen ihr geheimes Liebesverſtändniß mit dem Grafen fortzuſetzen; denn mir kam ihr zurückhaltendes Betragen gar zu unnatürlich vor. Es war doch Wahrheit, aber mir wurde die Zeit dabey lange. Indeß glimmte die Leidenſchaft im Stillen fort, und griff vielleicht eben deßwegen mächtiger um ſich, je ſtrenger ſie ſich äußerlich bekämpfte. Sey es nun, daß die Zeichen derſelben, ſo wie mir, auch Andern bemerkbar wurden; ſey es, daß gehäſſige Abſichten thätig waren — genug, Monſieur, der bis-

her alles ruhig mit angesehen hatte, der, bloß mit seiner Liebe zur Valentinois beschäftigt, nichts außer ihr zu hören und zu wissen schien, und dem selbst der Vorfall im Garten die Augen nicht geöffnet hatte — Monsieur trat vor einigen Tagen zur ungewöhnlichen Stunde und mit einem Gesichte, das Unheil verkündete, in Madame's Cabinett. Er ersuchte sie, uns alle zu entfernen, und nun brach ein fürchterliches Ungewitter über Madame sowohl als den Grafen Guiche los. Ich war so klug gewesen, im Nebenzimmer zu bleiben, und da der Herzog sehr laut und heftig sprach, konnte ich das Meiste verstehen, aber auch aus dem, was er sagte, deutlich abnehmen, daß diese plötzliche Entdeckung durchaus nicht das Erzeugniß seines Scharfsinnes, sondern irgend eines Verraths, einer Anstiftung war. Madame weinte, das hörte ich, und sprach das Wenige, was sie sagte, mit ruhiger Würde. Darum konnte ich auch nicht recht vernehmen, was sie antwortete; nur ein Paar Mahl hörte ich die Worte: „Mein Bewußtseyn ist rein. — Wer wagt mich anzuklagen?“ Hierauf konnte oder wollte Monsieur nicht antworten. Ich vermuthe aber, daß sie in ihn drang, ihr denjenigen zu nennen, der sie verrathen; denn Monsieur ereiferte sich immer mehr, und sprang, ohne jene Auskunft zu geben, auf al-

lerley andere Vorwürfe über. Endlich wurde auch Madame lebhafter, ihre Stimme erhob sich, und ich hörte sie den Nahmen der Valentinois mit höhnischem Tone nennen. Jetzt brach Monsieurs heftigster Zorn los. Er beschuldigte diese Frau, die er vor kurzem angebethet hatte, der schwärzesten Falschheit, er sagte, daß ihm nun die Augen geöffnet worden seyen, und er das schändliche Complott ganz durchschaue, durch ihren Bruder und sie, ihn, den Herzog, zu umgarnen, und sich seines Willens vollkommen zu bemeistern.

Das sind Hirngespinste! rief Madame: Ihr widersprecht Euch selbst. Hätte Guiche solche listige Plane, so hätte er sie ja durch die Leidenschaft für mich, deren Ihr ihn beschuldigt, zerstört. Ein wahrhaft Liebender ist keiner so feinen Berechnung fähig.

Es ist doch so! Es ist so! rief Monsieur: Wollt Ihr mir abstreiten, was ich gesehen und gelesen habe? Das Complott existirt, aber mich muß man nicht so leicht zu täuschen glauben. Ich will dieser schlauen Herzoginn und ihrem kühnen Bruder zeigen, daß man meinen Zorn nicht ungestraft reizen darf.

Bey diesen Worten konnte ich hören, daß die Prinzessinn ihn unterbrechen wollte; er aber ließ sie nicht sprechen, sondern sprach heftig fort, und stürmte endlich zur Thüre heraus. Ich sprang schnell

hinter den damaſtenen Vorhang des Fenſters, um nicht geſehen zu werden, und er ſchoß bey mir vorbey, ohne mich zu bemerken.

Gleich darauf erklang die Glocke meiner Gebietherinn, ſie ſaß oder lag vielmehr in die Kiſſen des Sopha zurückgelehnt, und trotz der Bläſſe ihrer Züge konnte ich die heftige Bewegung erkennen, in welcher ſich ihr ganzes Weſen befand. Ohne ſich über irgend Etwas zu erklären, forderte ſie ein Glas Waſſer und eine beruhigende Arzney, gewiſſe Tropfen, die ſie zuweilen nimmt. Sie ſprach kein Wort, ich durfte daher auch nichts ſagen, und ſo verging der Tag dem Anſcheine nach ruhig, nur daß Madame, unter dem Vorwande oder wegen wirklicher Kopfſchmerzen, ſich früh zurückzog, und zu Bette ging. Auch am folgenden Tage blieb es ſo, wo Madame ſich in ihrem Schlafzimmer hielt, und Niemand ſah. Monſieur hatte ſeit jener Scene ihr Appartement nicht mehr betreten. Unter andern Umſtänden hätte ſie wohl ſeine Abweſenheit ſehr gelaſſen ertragen; jetzt, wo er im Zorn und unter Drohungen von ihr gegangen war, beunruhigte ſie ſein Außenbleiben, und ich konnte es der Art, wie ſie faſt bey jedem Eintretenden ſich nach dem König und Monſieur erkundigte, wohl anmerken, daß ſie nicht ohne Beſorgniſſe war. Ich fand es daher vorſichtig

und selbst pflichtmäßig, Alles anzuwenden, um Etwas zu erfahren, was meine Gebietherinn beruhigen konnte, und ging auf die Jagd von Neuigkeiten aus. Bald vernahm ich denn, daß Monsieur einen heftigen Wortwechsel mit Graf Guiche gehabt, daß dieser hierauf, scheinbar ruhig aber mit zornfunkelnden Augen, des Herzogs Zimmer verlassen, sich in dem seinen eingeschlossen und befohlen habe, Niemand vorzulassen. Bald darauf habe er einen reitenden Bothen nach Paris an seinen Vater expedirt, und sey nicht mehr aus seinem Appartement gekommen. Das war Alles, was ich erfuhr, es war wenig, und doch vielleicht viel. Ich kehrte damit zu Madame zurück, aber ich hüthete mich wohl, merken zu lassen, als beantworte ich mit dieser Nachricht die ängstlichen Fragen, die ihre Augen an jeden richteten, der ihr Zimmer betrat. Wie eine der vielen kleinlichen Wichtigkeiten, die man sich mittheilt, weil man nichts anders zu reden weiß, brachte ich den letzten Theil derselben, ohne des Wortwechsels zu erwähnen, im Gespräche vor, das ich mit einer unserer Damen im Beyseyn der Herzoginn halblaut führte, während sie auf dem Ruhebette lag. Ich bemerkte sogleich, daß Madame hoch aufhorchte, dann schickte sie Fräulein von Ehevreuse hinaus, um dem Huissier, der im ersten Vor-

zimmer ſteht, einen Auftrag zu geben, der ſie einige Minuten aufhalten mußte; und ſo wie die Chevreuſe aus dem Zimmer war, richtete ſie mit anſcheinender Gleichgültigkeit die Frage an mich, was wir geplaudert hätten? Ich trat zu ihr, und nun wir allein waren, erzählte ich ihr Alles, und konnte den Eindruck wohl gewahren, den die Nachricht von einer zwiſchen ihrem Gemahl und ihrem Freunde vorgefallenen Scene auf ſie machte; doch antwortete ſie nichts, und blieb nur in tiefe Gedanken verſunken. Die Chevreuſe kam zurück, Madame war düſter und ſchweigſam, und als wir nach einer Weile wieder einige Augenblicke allein waren, rief ſie mich zu ſich, und ertheilte mir mit großer Umſicht, damit uns ja Niemand hören könne, den Befehl, ihr morgen beſtimmtere Nachricht von dem zu bringen, was ich ihr erzählt.

Den andern Morgen, ſo wie ich aus unſern Gemächern trat, um mich nach Graf Guiche und Monſieur zu erkundigen, der beynahe zwey Tage ſich nicht im Zimmer ſeiner Frau hatte blicken laſſen, überraſchte mich die Kunde, welche den ganzen Hof mit Verwunderung und Neugier erfüllte: der alte Marſchall von Grammont habe ſeinen Sohn plötzlich nach Paris berufen, ihm unterſagt, je wie-

der am Hofe Monsieurs zu erscheinen *), und der Sohn habe sich diesem Befehle ohne Widerrede unterworfen. Diese Neuigkeit, mit dem, was früher vorgefallen, zusammengehalten, war von der höchsten Wichtigkeit für Madame, aber auch von der Art, um ihr nur mit Vorsicht mitgetheilt zu werden. Ich eilte also zurück, um sie ihr zuerst auf die schonendste Weise zu hinterbringen, und jeder übeln Folge vorzubeugen. Hätte ich früher nie an eine zärtliche Verbindung zwischen diesen zwey Personen geglaubt, so müßte sich mir das Verständniß in diesem Augenblicke eröffnet haben. Madame erblaßte, ihr Auge starrte mich trüb und unsicher an, ihre Lippen fingen an zu beben, und ein krampfhaftes Zittern bewegte alle ihre Glieder. Sie wollte sprechen, aber sie vermochte es nicht.

Mein Gott! rief ich: Eure Hoheit wird nicht wohl. Darf ich um jene Tropfen —

Sie winkte mir zu bleiben. Sie strebte sich zu fassen, es war sichtlich, wie der stärkere Geist mit der erschütterten Natur rang, und endlich den Sieg davon trug. Sie richtete sich aus den Kissen auf, denn sie lag noch zu Bette, weil es früh war, und sagte: Montalais! Deine Nachricht hat mich sehr

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

betroffen. Ich muß fürchten, daß Monſieur etwas Unangenehmes zugeſtoßen ſey, weil ich ihn ſo lange nicht geſehen, und auch der Schritt, den der alte Marſchall gethan, deutet auf höchſt unangenehme Vorfälle. Das alles bekümmert, beängſtigt mich. Du biſt ein gutes Mädchen, das hat mir dein Betragen in den letzten Tagen bewieſen. Fahre fort, dich meiner guten Meinung werth zu erhalten, ſuche den Grund dieſer Geſchichte zu erfahren, deren letzte Reſultate wir nur vernommen haben, aber vor allem, ſey verſchwiegen und klug!

Ich ließ mir das nicht zweymahl ſagen. Mein Herz jauchzte auf in mir. Ich hatte nun das Ziel meiner Beſtrebungen erreicht, ich faßte Einen Faden des verſchlungenen Gewebes. — Madame hatte meine Dienſte gewürdigt und mir einen geheimen Auftrag gegeben. Mit lebhafter Freude, die ſich aber nur als beſorgte Rührung geſtalten durfte, ergriff ich, indem ich vor ihrem Bette auf die Kniee ſank, die Hand meiner fürſtlichen Frau, drückte ſie an meine Lippen, und ſchwor ihr, daß meine Kräfte nur ihrem Dienſte gewidmet ſeyn ſollten, und daß ſie ſich bald überzeugen werde, ihre Huld keiner Unwürdigen zugewendet zu haben. Für jetzt aber bäthe ich ſie, ſich zu beruhigen und ihre Mienen zu erheitern, weil alle Augenblicke eine von

ihren Frauen, oder von den Damen, denen der Zutritt geſtattet war, eintreten könnte. Sie folgte meinem Rathe, und die Nützlichkeit desſelben bewährte ſich, ehe eine halbe Stunde verging. Denn ſo wie Madame ihr Bette verlaſſen hatte, ſtürzte Mademoiſelle de Montpenſier, des Königs Muhme, ins Zimmer, eilte auf Madame zu, und überſchüttete ſie, nach ihrer lebhaften Art, mit einem Strom von Worten, deren Inhalt die Neuigkeit des Tages, nähmlich die Abberufung des Grafen von Guiche durch einen Befehl ſeines Vaters, war. Als dieſer Bericht geendet war, den Madame, durch mich vorbereitet, ganz ruhig anhörte, fuhr jene alſo fort: Wiſſet Ihr aber auch die wahre Urſache dieſes überraſchenden Ereigniſſes. Wiſſet Ihr, daß Monſieur und Graf Guiche ſich vorgeſtern fürchterlich gezankt haben, und daß der übermüthige Günſtling ſich mit ſolcher Kühnheit gegen den Herzog benommen, daß jene, die im Vorzimmer Zeugen dieſes Auftrittes waren, alle Augenblicke glaubten, es würde zu den Waffen zwiſchen ihnen kommen?

Ich konnte die Angſt bemerken, mit welcher Madame dieſe heftige Rede anhörte, indem ſie bey jedem Worte den wahren Grund des Streites und ihren Nahmen zu hören zitterte. Sonderbar genug ſchien ihn Mademoiſelle nicht zu kennen; denn daß

sie ihn entweder aus Schonung für Madame verschwiegen, oder aus schlauer Absicht, um die Schuldige besser auszuhohlen, sieht ihr beydes nicht gleich. Ich vermuthe also, Monsieur habe so viele Achtung für sich und seine Frau gehabt, um den Streit, in so weit er sie betraf, nicht mit lauter Stimme zu führen. Oder hat ihm sein ehemahliger Liebling noch so sehr imponirt, daß er es nicht wagte, ihm sein ganzes Vergehen vorzuhalten? Weiß Gott! Genug, das Gefürchtete ging dießmahl vorüber; Mademoiselle breitete sich noch eine Weile über des gestürzten Günstlings Stolz und Eitelkeit aus, worin ich ihr im Herzen beystimmte, und entfernte sich dann, ohne in ihrer Lebhaftigkeit etwas von dem Eindrucke zu bemerken, den ihre Erzählung hervorbringen mußte.

Im Verlaufe des Tages kamen nun eine Menge Besuche, wie das gewöhnlich ist. Madame wäre wohl lieber allein gewesen, um ihren Gedanken und Vermuthungen Raum zu geben. Aber so gut wird es den Mächtigen selten, und sie mußte die ärgerliche Geschichte, die sie weit tiefer berührte, als die Meisten dachten, noch oft anhören und darüber sprechen. Die Meisten, sage ich; denn daß Einige darunter waren, welche weiter sahen, ur die wahren Triebfedern dieser Bewegungen er

then hatten, möchte ich wohl wetten. Nahmentlich glaube ich hier die Königinn Mutter nennen zu können, die, von der Frau von Motteville begleitet, unter dem Vorwande kam, sich nach der Gesundheit meiner Gebietherinn zu erkundigen, ein Besuch, der sehr selten, und nur bey wichtigen Anlässen statt findet. Denn wie gewöhnlich in den Familien, so auch in der königlichen, ist die Schwiegermutter die erklärte Gegnerinn der Tochter. Von diesem allgemeinen Gesetze wird nur zu Gunsten der jungen Königinn eine Ausnahme gemacht, weil sie eine Tochter des geliebten Bruders, und eine Spanierinn ist. Da nun Madame sich dieses Vorzugs nicht erfreut, so lastet oft, und wie es scheint, auch dießmahl, der Unwillen der Königinn Mutter auf ihr. Sie konnte es nicht unterlassen, ein Paarmahl anzubringen, daß Monsieur sich heute und gestern fern von Versailles, ganz allein und nur von seinem dienenden Gefolge begleitet, mit der Jagd belustige; sie betonte die unterstrichenen Worte scharf, denn Graf Guiche war sonst bey dergleichen Unterhaltungen des Herzogs unzertrennlicher Gefährte gewesen, und sie wollte zeigen, daß sie wisse, Monsieur sey mit seiner Frau in gespanntem Verhältnisse. Madame litt sichtbar durch alle diese Gespräche, gegen Abend vermochte sie es nicht

mehr auszuhalten, sie war bemüßigt, einige Damen, die noch um ihr Sopha herum saßen, zu entlassen, und wer sie ansah, konnte nicht zweifeln, daß sie wirklich krank sey. Die Nacht war ihr, wie ich am andern Morgen sehen konnte, schlaflos vergangen. Sie klagte aber über nichts als über Kopfschmerz. Ich bath und beschwor sie endlich, den Arzt rufen zu lassen. Wozu? rief sie aus: Was mir fehlt, kann kein Arzt heilen. O es ist traurig, so allein unter liebloſen Menschen zu stehen!

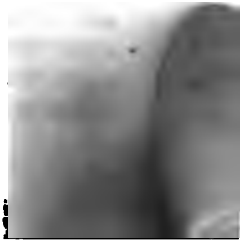
Diese Worte, der Ton, womit sie gesprochen wurden, der zum Himmel gewendete Blick des schönen blauen Auges, der sie begleitete, rührten mich wirklich, und was schon die Klugheit mir rieth, bewog mich nun auch mein Gefühl zu thun. Ich betheuerte ihr meine Anhänglichkeit und Treue, und bath sie zu glauben, daß ich bereit sey, Alles zu unternehmen, was sie von mir verlangen, was beytragen könnte, sie zu beruhigen und zu trösten. Sie wendete sich gegen mich, sie sah mich befremdet an — dann sagte sie: Marguerite! Ich will glauben, daß du wahr redest, daß es dir ein Ernst sey, mir aufrichtig zu dienen, und mir, die hier von Jedermann verlassen und angefeindet ist, beyzustehen. Vielleicht — setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu — vielleicht kommt

bald eine Gelegenheit, wo ich deine Dienſtfertigkeit auf die Probe ſtellen kann.

Merkſt Du, was das ſagen will? Und habe ich zu kühne Hoffnungen geäußert? Seitdem iſt nichts vorgefallen, auch hält ſich Madame in ihren Zimmern. Sie iſt noch ſehr angegriffen; aber ich ſehe wohl, daß ein Entſchluß in ihr arbeitet, deſſen Vollendung ich mit Freude erwarte.

Monſieur hat ſich noch nicht bey uns ſehen laſſen. Es iſt nicht anders möglich, als daß dieſes auffallende Benehmen die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt auf Madame, auf ſeinen häuslichen Zwiſt lenke, und zu Vermuthungen Gelegenheit gebe. Dieß zuſammengehalten mit des Grafen plötzlicher Entfernung und mit der eben ſo plötzlichen Abreiſe der Valentinois, die vorgeſtern nach Lyon geeilt iſt, um, wie ſie ſagt, ihren Mann, den Fürſten von Monaco zu erwarten, der von Turin kommen ſoll, muß den Leuten die Augen öffnen, die Lücken ergänzen, die hier und dort noch etwas Räthſelhaftes in dem Gange der Ereigniſſe ließen, und Madame aufs Ärgſte compromittiren. Das fühlt ſie auch, und ich habe aus manchen ihren Äußerungen wohl gemerkt, daß nebſt dem Schmerz der Trennung von dem Freunde, nebſt dem liebloſen Betragen ihres Gemahls und ihrer Schwiegermut-

ter, die Furcht, ihr Geheimniß der Welt verrathen zu ſehen, ſie aufs tiefſte peinige. Sie dauert mich wirklich, und ich will thun, was in meinen Kräften ſteht, um ihr Erheiterung und Troſt zu verſchaffen. Lebe wohl!



Siebenzehnter Brief.

Graf Armand von Guiche an den Marquis Des Vardes.

Paris im October.

Als ich Fontainebleau vor vier Tagen so plötzlich verließ, fand ich keine Zeit mehr, um Dich aufzusuchen, und Dir von diesem Schritte sowohl als von dem frühern Vorfall, der die eigentliche Veranlassung zu demselben war, Nachricht zu geben; und in den ersten Tagen meines Hierseyns war mein Geist viel zu verstört, als daß es mir möglich gewesen wäre, die Ruhe zu finden, welche erforderlich ist, um dem Freunde treuen Bericht zu erstatten. Daß ein Auftritt zwischen Monsieur und mir vorgefallen ist, wird Dir das Gerücht erzählt haben, das ja jedes Ereigniß mit Hastigkeit in sein unlauteres Gebieth zieht. Warum er entstanden, kann nur der Herzog oder ich mit

Wahrheit ſagen. Seine Stimme aber erhub ſich während der Unterredung ſo laut und ſo oft, daß ich nicht zweifle, die Perſonen im Nebenzimmer müſſen Einiges verſtanden haben. Die Gelegenheit war vom Zaune gebrochen, wie man zu ſagen pflegt, ich ſah Wolken auf ſeiner Stirne, ſchon wie ich eintrat. Er war mürriſch, unfreundlich, er ſtimmte einen Ton gegen mich an, den ich nie von ihm gehört hatte, und den ich länger anzuhören nicht gezbemend fand. Es ging deutlich aus Allem hervor, daß man ihm etwas gegen mich beygebracht, ſein empfängliches Gemüth mit gehäſſigen Vorſtellungen erfüllt hatte. Aus ihm ſelbſt war dieſe Stimmung nicht gekommen, und ſo erzürnt er offenbar gegen mich war, ſo hielt ihn doch die frühere Neigung gegen mich, ſein Zartgefühl, vielleicht auch eine gewiſſe Scheu ab, das eigentliche Wort auszuſprechen, das allen ſeinen aus der Luft gegriffenen Vorwürfen zum Grunde lag: Eiferſucht. Ich fühlte es wohl aus Allem heraus, was er ſagte. Er erlaubte ſich kein erniedrigendes Wort gegen mich; dennoch hatte er ſo Vieles geſagt, ich ſo Vieles geantwortet, daß es künftig nicht mehr möglich für mich iſt, in den alten Beziehungen gegen ihn zu bleiben. Das habe ich ihm geſagt, ich habe ihm erklärt, mein Dienſt bey ihm müſſe in

dem Augenblicke zu Ende seyn, wo er ihm nicht mehr gefalle; denn nur dieß Wohlgefallen wäre das Band gewesen, das mich bisher gehalten habe. Er schien im ersten Augenblicke betroffen, im zweyten ermannte sich sein Stolz. Der Bruder des Königs durfte ja nicht verlegen um einen Gesellschafter seyn. Auch weiß ich, daß Hunderte sich zu einer Stelle drängen, die ich gern räume, an der außer der dem Herzog gelobten Treue mich nur Ein schönes aber gefährliches Band festhielt. Er antwortete nicht, aber er winkte entlassend mit der Hand. Ich verbeugte mich ehrfurchtsvoll, ging, und schrieb meinem Vater Alles, nur nicht meine Vermuthung wegen des eigentlichen Grundes, der den Herzog bestimmt hatte, mich unwürdig zu behandeln. Mein Vater faßte meine Ansicht auf, wie ich es von einem Pair des Reiches und einem alten Soldaten nicht anders erwartete. Er billigte meinen Schritt, und sandte mir sogleich Befehl, Fontainebleau zu verlassen *). So bin ich nun hier. Es ist geschehen, was ich voraussah, aber ich konnte es nicht hindern, und kann es nicht bereuen. Ich fühle es, wie mein Vater es fühlte: ich durfte nicht anders handeln.

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

Von ihr bin ich nun fern, getrennt, auf lange, vielleicht auf immer. Es iſt eine düſtere Stimme in mir, die mir ſagt: die Tage des Glückes ſind vorbey, und du haſt dich aus ihrer Sonnennähe ſelbſt verbannt. Zuweilen faßt mich ein heftiger Schmerz, wenn ich dieß bedenke, zuweilen erhebt ſich die Vernunft in mir, und predigt mir vor: Ich ſolle froh ſeyn, daß die Verkettung der Ereigniſſe Ihr und mir eine ſchmerzvolle Zukunft erſpart habe. Daß unſere Empfindungen, welche die Pflicht ſtets verdammte, ein Gegenſtand des Tadels der Welt, und ein Quell bitterer Leiden für Sie und für mich geweſen ſeyn würden, das iſt Alles wahr; aber Gefühl und Sehnſucht behaupten ihr Recht, und ich bin höchſt unglücklich. Und Sie? Wie wird ſie es ertragen?

Geſtern in einer Geſellſchaft wurde ihrer erwähnt, es hieß, ſie wäre ſehr krank. — Ich erſchrack tödtlich, ich mußte die Farbe verändert und in meinem Äußern die Beſtürzung verrathen haben, die mich bey dieſer unvorbereiteten Nachricht ergriff. Als ich mich wieder beſann, fühlte ich, daß mein Vater mich am Arm gefaßt hatte, und unter dem Vorwande, mir etwas im anſtoßenden Saale zu zeigen, mich aus dem Zimmer führte. Faſſe dich! ſagte er im Hinausgehen leiſe: Dein Gefühl wird

dich verrathen, du wirst lächerlich und schadest Ihr. Das war das erste- und einzigemahl, daß mein Vater diesen Punct berührte; ich küßte seine Hand, und schwieg ebenfalls — dann kehrten wir wieder zur Gesellschaft zurück, und ich vernahm bald darauf, daß das Gerücht, nach seiner Gewohnheit, übertrieben hatte. Aber unwohl war sie doch. O das konnte nicht anders kommen bey diesem zartbesaiteten Herzen!

Du bleibst in ihrer Nähe, Du Glücklicher! Du kannst sie täglich sehen und sprechen. Schreib mir alles, was sie macht, sagt, wie es ihr geht, ob sie heiter oder niedergeschlagen ist, ob sie nach mir fragt, mit wem sie sich unterhält, was sie für Menschen sieht! O schreibe mir Alles und denke, daß jeder Hauch von ihr mir wichtig ist!

Achtzehnter Brief.

Fräulein von Montalais an Frau von l'Escüre.

Fontainebleau, im October.

Der zweyte Schritt ist gethan, und der zweyte Faden des Gewebes ist in meiner Hand.

Noch standen sich alle Constellationen an unserm Hofe feindselig gegenüber, Monsieur war noch nicht bey uns erschienen, die Königinnen und Madame sahen sich wenig und nur auf ceremoniöse Weise, und die Spannung, die zwischen ihnen herrschte, war sehr merklich. Dazu kam noch das Herzudrängen jenes Marquis Des Vardes, den zu fürchten ich alle Ursache hatte; da faßte ich denn schnell meinen Entschluß, und entwarf meinen Plan.

Seit ich durch des alten Marschalls Grammont Fürsprache meinen gegenwärtigen Platz am Hofe erhalten, hatte ich diesen verehrten Freund unsers

Vaters nicht viel gesehen. Er kam, seiner Kränklichkeit wegen, selten nach Hofe, und sein Sohn betrug sich im Übermuthe seines Glückes auch nicht so gegen mich, daß er mir Lust und Muth eingeflößt hätte, jene alten mürben Freundschaftsbande zu erneuern, oder mich darauf zu berufen. Jetzt aber galt es, meiner Gebietherinn zu dienen, und einem Fremden zuvorzukommen, der, aller Wahrscheinlichkeit nach auf Graf Guichens Geheiß selbst, sich ihr als Vermittler darstellen konnte. Das durfte nicht geschehen!

Ein Mensch von dunkler Herkunft, der einen kleinen Dienst bey Hofe suchte, und sich einbildete, durch des Marschalls Credit ihn eher als jeder Andere zu erlangen, hatte mich schon längst um ein Empfehlungsschreiben an den mächtigen Mann angesprochen, und ich hatte seiner Bitte noch nie willfahrt, weil ich, wie ich vorhin erwähnte, mir wenig von des Marschalls oder seines Sohnes Rücksicht für mich versprach. Nun aber ließ sich an diesen Schritt Mehreres und Wichtigeres knüpfen, und ich eilte, meinen Widerwillen überwindend, dem Grafen einen überaus höflichen Brief zu schreiben, worin ich ihm den armen Teufel, dessen Bittschrift und Behelfe ich ihm einschloß, aufs beste empfahl, und mich auf den gütigen Schutz be-

rief, den sein Vater, der Marschall, dem Hause seines alten Waffenbruders, meines Vaters, immer gewährt.

Was ich vorhergesehen und beabsichtigt hatte, geschah alsogleich. Graf Guiche, der mich bis jetzt ganz ignorirt hatte, sah auf einmahl ein, von welchem Nutzen es für ihn seyn konnte, sich eine Person zu verpflichten, die stets und so nahe um den Gegenstand seiner Leidenschaft lebte, und ihm bey demselben wesentliche Dienste leisten konnte. Ich erhielt sogleich am folgenden Morgen einen höchst artigen Brief von dem sonst so stolzen Herrn, worin mir meine Bitte für meinen Schützling in sehr verbindlichen Ausdrücken zugesagt wurde, und noch am Abende desselben Tages eine Einladung von Deiner Schwägerinn, der Parlamentsräthinn, den nächsten Tag, den mein Dienst bey Madame mir frey lassen würde, bey ihr zuzübringen. Ich war wohl zuweilen bey Madame de l'Escüre gewesen, hatte auch ein Paarmahl dort gegessen, dennoch war unsere Bekanntschaft bis jetzt sehr lau betrieben worden. Aber der alte Marschall, neben dessen Hotel Deine Schwägerinn wohnt, kommt oft zu ihr, und macht Abends seine Parthie mit dem Parlamentsrathe. Es stand mit Einem Augenblicke Alles im klarsten Zusammenhange vor

min, ich ſah mit geheimer Freude das Reſultat kluger Berechnungen ſich vor mir entfalten, und ſobald ich mich losmachen konnte, am dritten Tage nach jener Einladung, fuhr ich nach Paris, und wurde von Deinem Schwager noch freundlicher als ſonſt aufgenommen.

Bey Tiſche waren, wie ich vermuthet hatte, der alte Marſchall und ſein Sohn, nebſt mehreren Andern, meine Mitgäſte. Ich muß geſtehen, daß Guiche's Anblick mich befremdete. Es war ein Ausdruck von ſo tiefem Kummer in ſeinen Zügen, ſeine Augen, die ſonſt von Selbſtbewußtſeyn funkelten, blickten ſo trüb, ſeine Farbe war ſo bleich, daß ich mit heimlicher Beſchämung und doch auch mit Freude erkannte, ſeine Liebe für meine Gebietherinn müſſe von echter Art und wahrhafter ſeyn, als ich es dem von allen Frauen verzogenen jungen Manne zugetraut hätte.

Nach Tiſche, als die Spielparthien ſich ordneten, wußte er es auf gute Weiſe einzurichten, daß wir uns Beyde in einer Vertiefung des Fenſters zuſammenfanden. Hier both nun jene Empfehlungsſache eine willkommene Einleitung zum Geſpräch, ich dankte ihm und bath ihn, ſeinem Vater ebenfalls meinen Dank zu entrichten. Ich knüpfte dann mein Bedauern daran, daß wir ihn gar nicht mehr am Hofe unſerer Herrſchaft ſähen.

Das kann nicht mehr seyn, antwortete er trübe, aber bestimmt: Was zwischen Sr. Hoheit und mir vorgefallen ist, macht es mir unmöglich, dorthin zurückzukehren.

Und sollte sich denn keine Annäherung, keine Versöhnung vermitteln lassen? erwiederte ich.

Er schüttelte finster das Haupt.

Monsieur ist doch der Bruder des Königs.

Eben darum! fiel er strenge ein: Er ist der Prinz, ich bin der Unterthan. Er ist der Beleidiger, ich der Gekränkte. An mir ist es nicht, die ersten Schritte zu thun, die von meiner Seite Kriecherey, von seiner aber nur Gerechtigkeit und Edelmuth wären.

Ihr denkt sehr stolz! konnte ich nicht umhin, einzuwerfen.

Ich denke, wie es einem Pair von Frankreich und einem Soldaten geziemt. — Aber lassen wir das, mein Fräulein! Es ist hier weder der Ort, noch die Zeit, um meinen Streit mit Monsieur zu erörtern.

Habt Ihr aber auch wohl bedacht, hub ich an — denn mir war bange, unsere Unterredung möchte durch die scharfe Wendung, die sie genommen, zu früh abgeschnitten werden — habt Ihr auch bedacht, daß Eure Abwesenheit von Manchen schwer empfunden werden wird?

Er wendete sich schnell um. Eine fliegende Röthe zuckte über seine Züge, sein Auge haftete forschend auf mir: Wie soll ich das verstehen, mein Fräulein?

Madame — ich hatte kaum dieß Wort gesprochen, als eine zweyte, glühendere Röthe sich über sein Gesicht ergoß, und sein Auge mit ängstlicher Spannung auf mir ruhte — Madame (fuhr ich, durch den Erfolg meines Beginnens kühner gemacht, fort) vermißt Euch sehr in ihrem Kreise. Sie ist nicht wohl seit mehreren Tagen, sie denkt der schönen Stunden in St. Cloud, und bemerkt wohl den Abstand, der zwischen jener Zeit und der gegenwärtigen statt hat.

Sein Gesicht spiegelte während dieser Rede, die er mich ungestört vollenden ließ, um gleichsam mit vollen Zügen die Versicherung seines Glückes zu schlürfen, alle Bewegungen seines Innern getreulich ab, Freude und Wehmuth, Sehnsucht und Liebe, Hoffnung und Angst. Seine Augen füllten sich mit Thränen, die nur ein Rest von Herrschaft über sich noch zurückhielt. Der Pair des Reiches, der Offizier, der Liebling des Hofes war verschwunden, und nur der verliebte junge Mensch stand vor mir, und bewies aufs Neue, was ich schon so oft gedacht, daß das männliche Geschlecht sich wohl das

ſtarke nennt, aber hundert Mahl von uns an Klugheit und Selbſtbeherrſchung übertroffen wird.

Iſt's möglich? Iſt's möglich? mein Fräulein! rief er, faßte meine beyden Hände, und blickte mich mit entzückten Augen an: Darf ich glauben, was Eure Worte mich ahnen laſſen? Sollte Sie — Sie meiner gütig denken? Sollte es ihr leid thun, daß — Er vollendete nicht, er war nicht mehr Herr über ſeine Stimme.

Jetzt fand ich es nöthig, einzulenken, denn der Köder war ausgeworfen, und kräftig erfaßt worden. Meine Gebietherinn weiß nichts von meinem Briefe an Euch, und von meiner Zuſammenkunft mit Euch, Herr Graf, kaum von dem Orte, wo ich mich befinde. Ich muß Euch alſo bitten, Alles, was ich bereits geſagt habe, oder noch ſagen könnte, lediglich als aus meinen Beobachtungen abgezogen, und durchaus als keinen Auftrag zu betrachten.

Er ließ meine Hände los, verbeugte ſich ehrerbiethig, und ſchwieg. Ich fuhr nun fort, ihm Einiges zu erzählen, theils wirklich Geſchehenes oder Geſagtes, theils was ich für nöthig hielt, um meine Abſicht zu unterſtützen. Er hörte mir mit großer Spannung zu, und ich ſah mit innerlicher Beluſtigung, wie es von der Beſchaffenheit meiner

Worte abhing, um in dem starken Manne, in dem Führer seiner Truppen, freudige und muthlose Gefühle nach meinem Belieben wechseln zu lassen. Aber die Zeit drängte, die Parthien waren geordnet. Er beeilte sich nun, mich um die Erlaubniß zu bitten, daß er mir zuweilen schreiben dürfe, und daß ich mich würdigen wollte, ihm, wenn auch nur selten, zu antworten, und ihm irgend eine Nachricht aus seinem verlornen Paradiese und von jener Person zu geben, deren Glück und Wohlseyn das seinige in sich schlöße.

So war denn unsere Unterredung zu Ende, mein Zweck vollkommen erreicht, und mir nebenbey die Genugthuung geworden, daß das unbedeutende Fräulein aus den Wäldern von Bretagne dem stolzen Grafen Guiche Gnaden spenden, und ihn einer Antwort von ihrer Hand würdigen konnte.

Als ich nach Hause gekommen war, mochte meine Gebietherinn, welche den Ort, wo ich gespeiset hatte, und wohl auch die freundschaftlichen Verhältnisse kannte, in welchen der Parlamentsrath mit dem alten Grafen von Grammont steht, vermuthen, daß etwas vorgegangen war, das Beziehung auf sie haben konnte. Sobald wir daher allein waren, fing sie, unter dem Scheine gleichgültiger Neugier an, mich über das Diner bey Dei-

nem Schwager, über die Perſonen, die da waren, über die Art, wie ich mich unterhalten habe, auszufragen. Als ich den Grafen nannte, erglühte auch ihr Geſicht; als ich ſeines melancholiſchen Ausſehens, ſeiner Bläſſe, ſeiner erloſchenen Blicke erwähnte, hob ſich ihre Bruſt in tiefen ſchnellen Athemzügen, und als ich einige der düſtern Bemerkungen wiederhohlte, die er im Laufe des Geſprächs geäußert, füllten auch ihre Augen ſich mit Thränen. So ſind die Verliebten! Kranke Kinder, die man ſchonen aber leiten muß, zu ihrem, zu unſerm Beſten!

Seitdem habe ich ſchon zwey Briefe von Guiche erhalten, und den zweyten beantwortet. Jetzt ſinne ich nur auf eine gute Art, um meine Gebietherinn von dieſem brieflichen Verkehr, das ſich in ihrer Nähe angeſponnen hat, zu unterrichten, und ihr ſomit die Ausſicht zu eröffnen, daß auch ſie unmittelbar daran Theil, ja es eigentlich — denn dieß iſt meine Abſicht — ganz auf ſich nehmen könne. Leb wohl!

Neunzehnter Brief.

Fräulein von Montalais an Frau von l'Escûre.

Palais-Royal im November.

Dem Muthigen hilft das Glück, habe ich oft gehört, und habe nun dieſen weiſen Spruch auch bey mir beſtätigt geſehen, ſo daß nun bereits Alles im beſten Zuge, und ich als die beyderſeitige Vertraute des verliebten Paares förmlich angeſtellt bin.

Ich habe Dir vielleicht nicht geſagt, weil es eigentlich zu dem Gange meiner Hauptangelegenheit nichts Weſentliches beytrug, daß der Gemahl meiner Gebietherinn, nachdem er ſie ſattſam gekränkt zu haben glaubte, und nachdem Graf Guiche nicht bloß ſeinen Pallaſt, ſondern Fontainebleau auf der Stelle verlaſſen hatte, ſich plötzlich wieder, und ohne des Vorgefallenen zu erwähnen, in

dem Appartement seiner Frau einfand, als eben mehrere Damen bey ihr waren. Auch Madame berührte mit keinem Worte, was früher geschehen war, und so fügte sich ein gestörtes Verhältniß ohne viele Mühe wieder in sein altes Geleise, und ging seinen Weg fort. Hauptsächlich mag wohl die Langeweile Monsieur zu diesem Schritte vermocht haben, seitdem Graf Guiche nicht mehr da ist, und auch seine Schwester den Hof verlassen hat, wahrscheinlich um die Entfernung ihres Bruders an dem Urheber derselben zu rächen.

Während aller dieser Veränderungen hatte der vorgerückte Herbst den Hof vermocht, nach Paris zurückzukehren, und mein Briefwechsel mit meinem neuen Schützling ging, durch die Nähe begünstigt rascher fort. Noch immer aber enthielt Madame sich strenge aller Theilnahme, und selbst ein Brief des Grafen, den ich vor einigen Tagen, als wäre er mir aus der Tasche gefallen, in einem Zimmer verlor, wo Madame, und auch nur sie allein ihn finden mußte, war zwar gewiß gelesen worden, doch fand ich ihn am andern Tage genau an der Stelle, wo ich ihn liegen gelassen. Das ging mir zu langsam. Ich dachte an den Wahlspruch, den ich im Anfange dieses Briefes hinschrieb, und ließ es ohne weiters den Grafen in meinem nächsten

Billet errathen, daß er selbst an die Dame seines Herzens zu schreiben wagen sollte; und daß dieß Wagniß gewiß günstig aufgenommen werden würde. Was ich gewollt hatte, geschah; noch denselben Abend hatte ich einen Brief von ihm an sie, und nun kam es nur darauf an, zu bewirken, daß sie ihn annehme und lese. Aber hier drohte mein Unternehmen zu scheitern. Madame ward ernstlich entrüstet, sie äußerte ihr Befremden, daß Er, der sich sonst mit so viel Zartgefühl als Ehrfurcht gegen sie betragen, sich einen so kühnen Schritt erlauben konnte. Sie schalt mich mit wirklichem Unwillen, und verboth mir, nicht allein des Briefes, sondern selbst des Grafen, der sich so weit vergessen konnte, je wieder zu erwähnen. — Ich ging, halb bestürzt, halb erzürnt über mich selbst und meinen falschen Calcül. Abends, als ich meine Gebietherinn wieder sah, konnte ich deutlich Spuren von Thränen in ihren Augen bemerken. Wem waren diese Thränen geflossen? Wem anders als dem Geliebten, und den strengen Pflichten, die sie von ihm scheiden. Das gab mir neuen Muth, und indem ich vor den Augen der Herrinn die Bereuende, die Tiefgebeugte spielte, erhob sich die Hoffnung des Erfolgs wieder in mir. Des Vardes, den ich im Grunde nicht leiden kann, war öfters bey ihr gewesen, er hatte

mir vielleicht unbewußt einen Dienſt geleiſtet, indem er Guichens Andenken in dieſer Zeit lebhafter in ihr unterhalten hatte. Eines Tages fehlte bey der Toilette Papier zu Papilloten — ſie hielt die Scheere in der Hand, um welche zu ſchneiden. — Raſch zog ich einen Brief des Grafen an mich aus der Taſche. — Was heb' ich die unnützen Blätter länger auf! rief ich, und reichte ihr den Brief. Ihr Auge fiel darauf, ſie erkannte die Schrift, ſie erblaßte, ihre Hand zitterte — die Verſuchung war zu groß. Ihr Blick durchflog die Zeilen — jede enthielt mit Flammenzügen eine Äußerung der höchſten Leidenſchaft, der hingebendſten Liebe. Ich ſah, wie eine immer ſteigende Gluth ihr Antlitz bedeckte. Die Thüre ging auf, eine Kammerfrau trat ein, mit einer heftigen Bewegung zerdrückte ſie das Blatt in ihrer Hand, ſchob es ein — und verlangte anderes, weicheres Papier zu den Haarwickeln. Den Brief bekam ich nicht ſogleich wieder. Weiß Gott, wie oft er geleſen, mit wie vielen Thränen er bethaut worden ſeyn mochte! Am andern Tage erregte eine eben ſo ſeltſame als unerwartete Neuigkeit den ganzen Hof. Monſieur war den Abend zuvor auf die Jagd gegangen, wie man geſagt hatte; jetzt wollte Jedermann wiſſen, er ſey unter dieſem Vorwand von Paris fort, um nach

Lyon zu eilen, und seine stolze, grausame Schöne, die Valentinois, ohne die er nicht mehr leben zu können versichert haben soll, zurück zu hohlen.

Diese Nachricht empörte meine Gebietherinn aufs Äußerste — und wahrhaftig, es gehörte auch mehr als Lammesgeduld dazu, um solchen öffentlichen Verirrungen eines Ehemannes gelassen zuzusehen, der sich zu gleicher Zeit das Recht anmaßte, die Gedanken und geheimsten Empfindungen seiner Frau despotisch beherrschen, und den bescheidensten, unterwürfigsten aller Verehrer, dessen Liebe von Seufzern und Blicken lebte, aus ihrer Nähe verbannen zu wollen. Unter den allerhöchsten Personen entstanden große Bewegungen. Madame war sogleich zur Königinn Mutter geeilt, um ihr das erlittene Unrecht zu klagen. Dann kam der König dazu. Den Inhalt dieser Unterredung erfuhr Niemand, er schien aber Madame durchaus nicht befriedigt zu haben. Abends war Des Vardes im Cirkel, er näherte sich der Prinzessinn. — Er sprach von Guiche mit ihr — mein feines Gehör trug mir da und dort ein Wörtchen zu. Am andern Tage gab sie mir den zerknitterten Brief. Hast du mehrere von ihm erhalten? fragte sie mit anscheinender Strenge. Ich warf mich ihr zu Füßen und gestand meine Schuld, daß ich dem Schmerz

des Grafen und ſeinen dringenden Bitten, ihm nur zu erlauben, ſich zuweilen nach dem Befinden, nach der Lebensweiſe meiner Gebietherinn zu erkundigen, nicht hätte widerſtehen können. Ich verſprach alle dieſe Blätter auszuliefern, und ging, ſie zu hohlen. Es waren nur einige, die argloſeſten von allen, denn ich hatte ſchon längſt auf dieſen Fall das Packet zubereitet. So brachte ich ſie ihr, entfernte mich, und hatte ihr unter den offenen Zetteln an mich, auch jenen noch unentſiegelten Brief an ſie übergeben.

Monſieur war noch nicht zurückgekommen, der König hatte eine lange Unterredung mit Madame gehabt. Gegen Abend ließ ſie mich rufen. Ich ſah, daß ſie viel geweint haben mußte. Die Briefe lagen vor ihr. Nimm deine Blätter zurück! ſagte ſie: Du haſt gefehlt, daß du dich ohne mein Vorwiſſen in einen Briefwechſel mit dem Grafen eingelaſſen. Doch die beſcheidene Art, wie er ihn geführt hat, ſpricht ihn und dich von ſchwererer Schuld los. Jetzt haben ſich die Umſtände geändert, und ich habe es nöthig befunden, jenen Brief an mich, den ich früher nicht geleſen, und der wichtige Eröffnungen enthält, ſelbſt zu beantworten. Da nimm, ſey vorſichtig, und vor Allem beſcheiden! Bey dieſen Worten gab ſie mir das Packet, und zugle'

ein kleines, aber äußerst sorgfältig versiegeltes Zettelchen mit des Grafen Adresse, und winkte mir, mich zu entfernen.

So stehe ich nun am Ziele meines Bestrebens. — Madame hat ein Geheimniß zu bewahren, und ich den Schlüssel dazu. Sie und der Graf sind mir verpflichtet, ich hebe mich aus der Reihe meiner unbedeutenden Mitschwestern heraus, und hoffe, der Punct, den ich erreicht habe, soll nur indessen eine erste Stufe seyn, von der ich weiter und höher zu steigen erwarten darf.

Zwanzigster Brief.

Die Prinzessinn Henriette an Lady Honoria Montague.

Palais-Royal im November.

Ein wichtiger, ein gefährlicher, aber wie mich meine innigste Überzeugung versichert, ein unabweisbarer Schritt ist gethan. Ich habe einen Brief von Guiche angenommen und beantwortet! Bey diesen Worten sehe ich Dich erstaunen, und mit mißbilligenden Mienen das Haupt schütteln. Noch vor acht Tagen hätte ich in Dein Verwerfungsurtheil eingestimmt; jetzt stehen die Sachen anders.

Mein voriger Brief *) hat Dich von der unwürdigen Scene unterrichtet, in der Monsieur, weiß Gott, durch welche Ohrenbläsereyen aufgehetzt, mir ein seynsollendes Verhältniß mit Graf

*) Er kömmt nicht vor.

Seiche vorwarf, und als ich, im Gefühl meiner Unschuld, mich muthig aber ruhig vertheidigte, sich beleidigende Ausdrücke, ja Anspielungen erlaubte, die mein Innerstes verwundeten. Ich kenne ihn recht genau, und weiß, daß trotz seines Leichtsinns sein Gefühl weich, und seine Denkart des erhabenen Hauses würdig ist, aus dem er stammt. Daher konnte ich wohl ermessen, daß jener gemeine Argwohn nicht aus seiner Seele gekommen, sondern von fremder roher Hand in dieß allzuempfängliche Herz geworfen worden war. Was nun darauf folgte, sein Benehmen gegen den Grafen, dessen und seiner Schwester plötzliche Abreise weißt Du auch, aber wohl nicht, daß der Mann, welcher wenige Tage zuvor sich gegen seine Gattinn und seinen Freund ein Betragen anmaßte, das nur wirkliche Liebe von seiner, und wirkliche Schuld von unserer Seite hätte rechtfertigen können, jetzt so öffentlich, daß der ganze Hof und ganz Paris es erfahren mußte, seiner Schönen nachgereiset war, um sie zur Rückkehr zu bewegen.

Dieß Betragen empörte mich aufs Äußerste, und ich eilte zu seiner Mutter, mich über dasselbe zu beklagen; denn ich glaubte und glaube noch, daß ich es meiner Ehre schuldig war, die mein Gemahl durch das auffallende Benehmen gegen den

Grafen aufs beleidigendſte compromittirt hatte. Anna von Öſterreich war verlegen. Was konnte ſie ſagen, um den Sohn zu vertheidigen, der ſich ſchon öfters unwürdig gegen mich benommen, und nun eine ſolche Blöße gegeben hatte? Schon war ich auf dem Puncte, ſie zu einer befriedigenden Erklärung zu beſtimmen, als der König eintrat. Ich freute mich ſeiner Dazwiſchenkunft, ich rechnete auf ſeinen Beyſtand. Aber wie groß war mein Erſtaunen, meine Kränkung, als er zwar das Betragen ſeines Bruders in Hinſicht der Valentinois höchlich tadelte, und ihm ſcharf und genügend zuzureden verhieß — dasſelbe aber in Hinſicht meiner nicht ſo ſehr zu mißbilligen ſchien. Auch er glaubte ſich überzeugt von einer Verbindung, die zwiſchen dem Grafen und mir beſtehe: er zog Längſtvergangenes wieder hervor; jene Rettung bey der Wagengefahr, manchen unbedeutenden Auftritt bey den Proben und der Aufführung des Ballets u. ſ. w. — Kurz, ich konnte erkennen, daß ich an dem König ſelbſt, oder an irgend Jemand, den Monſieur oder ſeine Mutter dazu aufgeſtellt, einen ſehr aufmerkſamen Beobachter haben müſſe. Ich kann Dir nicht ſagen, wie tief mich dieß Betragen kränkte, in einem Augenblick, wo das volle Recht auf Seite der hochbeleidigten Gattinn war, und das Bewußtſeyn von

der Tadelloſigkeit meiner Aufführung in Rückſicht des unglücklichen Guiche mich über jeden Vorwurf erhob. Ich erkannte nur zu wohl, daß auch hier Feinde geſchäftig geweſen waren. Ach die Engländerinn war ja an dieſem Hofe nie willkommen geweſen, und bey jeder Gelegenheit zeigte ſich der ſtillverborgene Groll, der jede liebloſe Vermuthung jede bösartige Auslegung begierig auffaßte! Von der Königinn Mutter hatte ich nie Beſſeres erwartet; daß aber der König, der ſonſt ſo treue Freund, in dieſen Argwohn einſtimmte, das kränkte mich aufs bitterſte, und nun war ich meiner Thränen nicht mehr Meiſter. Der König empfand doch Mitleid mit mir, er tröſtete mich, er ließ mich ſehen, daß wirkliche Freundſchaft für mich ihn bey dieſem Verfahren beſeelte und leitete. Am andern Tage kam er zu mir, erſuchte mich um eine geheime Unterredung, und nach manchen Umſchweifen und ſpitzen Ausfällen auf Graf Guiche's Eitelkeit und Anmaßung (wie denn ſelten ein Mann die Auszeichnung eines andern erträgt), nach vielen Verſicherungen ſeiner Freundſchaft für mich, die ſo herzlich und ſo im Einklange mit ſeinem früheren Betragen waren, daß ich ihnen Glauben beymeſſen konnte, kam er endlich auf den Punct, auf welchen ſein Beſuch zielte. Er ſagte mir nähmlich, die Leidenſchaft,

welche Guiche für mich hege, errege allgemeines Aufsehen, und sey bereits nicht bloß am Hofe, sondern auch in ganz Paris bekannt. Der Graf vermöge nicht, sich zu beherrschen. So sey er vor einiger Zeit, als ich krank gewesen, in einer Gesellschaft in so sichtliche Bestürzung gerathen, weil Jemand erzählte, mein Zustand scheine bedenklich, daß ein mitleidiger Freund ihn unter einem Vorwand aus dem Zimmer geführt habe, um seine Verwirrung den Augen der Leute zu entziehen*). Es sey nicht zu zweifeln, daß eine solche Hingebung und Huldigung tiefen Eindruck auf mich machen müsse. Er, der König, könnte es mir nicht einmahl verdenken, denn Guiche sey, seiner Fehler ungeachtet, einer der vorzüglichsten Männer des Hofes; aber als Bruder meines Gemahls, als Haupt unsers Hauses, fühle er sich verpflichtet, mit mir darüber zu sprechen, und mir das Versprechen abzufordern, daß ich dieses Verhältniß mit dem Grafen aufheben und ihm versprechen sollte, jenen nie wieder zu sehen**).

Das war zu viel! Was wagt man, mir anzusinnen — was zu fordern? Und das in dem Au-

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.
**) S. ebendaselbst.

genblicke, wo mein Gemahl das schreyendste Unrecht an mir begangen, und durch seine Reise nach Lyon seine Neigung für die Valentinois gleichsam austrompetet hatte! Was konnte man Guiche und mir vorwerfen? Hatte je ein Wort, eine Handlung unsere Freundschaft der Welt kund gegeben? Hatten wir es je gewagt, sie uns selbst zu gestehen? Nie! Nie! Er hatte sich stets in den Schranken der höchsten Ehrfurcht und geziemenden Entfernung gehalten, und ich habe über jedes meiner Worte, jeden Blick gewacht. Was ich gedacht, was ich empfunden, das habe ich nur mit Gott und mir selbst auszumachen, und hierüber hat kein Mensch ein Recht zu urtheilen, am wenigsten der Gemahl, der durch seine Handlungen sich dem Tadel der Welt preisgibt. Was jene Anecdote betrifft, die während meiner Krankheit vorgefallen seyn soll, so ist sie, wenn nicht bloße Erfindung, höchstens nur eine Übertreibung, und muß auf jeden Fall aus jener Zeit seyn, wo ich gleich nach jenem nächtlichen Schrecken eine Weile bedeutend krank lag.

Dieß Alles, was der König sagte, und was ich in diesen Tagen erfahren, stellte mir die Wahrheit ins hellste Licht, daß ich und Guiche der Zielpunct einer geheimen Verfolgung seyen, die dazu bestimmt war, mein Leben zu vergiften, und ihn

zu stürzen — ihn, der, schon um seiner ausgezeichneten Vorzüge willen, ein Gegenstand des Neides für so Viele ist. Es ward mir noch klarer, als, nachdem der König meine Entrüstung und meine standhafte Erklärung vernahm, daß ich mir keinerley Verhältnisses mit Guiche bewußt sey, daher keines aufgeben, und mich nicht entschließen würde, einen Menschen aus meinen Augen zu verbannen, der es stets treu mit Monsieur und mit mir gemeint, und dem ich vielleicht mein Leben zu verdanken habe, er mir mit ernster aber theilnehmender Miene ankündigte, daß, wenn ich auf diesem Vorsatze bestünde, und den Grafen nicht von mir entfernen wollte, er sich genöthigt sehen würde, dieß selbst zu thun, und Guiche auf seine Güter zu schicken.

Diese Erklärung riß alle Schranken meiner Selbstbeherrschung nieder, meine Thränen flossen unaufgehalten, meine Klagen ergossen sich bitter und laut. Ludwig ließ mich eine Weile gewähren, dann faßte er meine Hand, und redete mir liebreich und tröstend zu; aber der Sinn seiner Worte blieb derselbe: ich sollte Guiche verbannen, damit Er es nicht thun müsse. Bey dieser Erklärung beharrte er ohne Wanken, ohne Nachgeben, und mir blieb zuletzt nichts übrig, als mich zu unter-

werfen, und in die grauſame Trennung von dem edlen Freunde zu willigen, deſſen Verbrechen darin beſteht, daß er zu viele Verdienſte beſitzt, und daß ſein Herz für eine Unglückliche ſchlägt, die hier unter der Macht ihrer Feinde lebt, und deren Geburt, wie ihr ganzes Schickſal die Farbe des unſeligen Hauſes trägt, dem ſie entſproſſen iſt. Wie viele ſchreckliche Begebenheiten haben nicht mein junges Leben begleitet, oder ſind ihm kurz vorhergegangen! Mich flüchtete die Mutter in das Land, das vom Blute ihres Vaters rauchte, und als endlich der Bruder den angeerbten Thron beſtiegen hatte, als die königlichen Verwandten in mir nicht bloß eine Vertriebene, ſondern die Schweſter eines regierenden Königs erkannten, da öffneten ſie mir gleißneriſch ihre Arme, und nahmen die Enkelinn Heinrich des Vierten in ihren Bund auf, um ſie nachher bey jeder Gelegenheit den alten Haß und die Nationalerbitterung fühlen zu laſſen, die den Franzoſen ewig vom Engländer ſcheidet, und die dennoch mein unglücklicher Vater nie der franzöſiſchen geliebten Gemahlinn fühlen ließ. O Honoria! Warum, warum mußte ich dieß feindſelige Land betreten, in dem mir noch kein Glück geblüht hat, und in dem gewiß noch härteres Unglück oder ein erbärmlicher Tod meiner wartet! Ich kann dieſe

düstern Ahnungen nicht los werden, sie sind in dem, was ich täglich hier erfahre, sie sind in dem Andenken an das tragische Geschick gegründet, welches das Haus Stuart von jeher verfolgt, und den Pallast von Holyroodhouse zum Schauplatz der schrecklichsten Begebenheiten gemacht hat.

Nachdem ich endlich dem Könige versprochen, seinen Willen zu erfüllen, umarmte er mich liebreich, nannte mich seine theure Cousine, und versprach mir mit wahrem Gefühle, alles zu thun, was meine — wie er selbst gestehen müsse — schwere Lage hier an seinem Hofe erleichtern könne. Ach, Ludwig ist treu und edel, er ist der einzige von seiner ganzen Familie, der es im Grunde wirklich gut mit mir meint. Das weiß man wohl, und diese Erkenntniß war ihnen auch schon ein Grund, um mich zu verfolgen.

Als er fort war, weinte ich mich noch recht satt. Dann aber erhob sich mein gedrücktes Herz, ich fühlte mein Recht, die Mißhandlungen meiner Feinde, und ich beschloß das Wenige, was mir aus dem Sturze meines Glückes geblieben war, eifrig und muthig zu retten, und es mir durch nichts mehr entreißen zu lassen. Wenn man sich Alles gegen mich erlaubt, erlaube auch ich mir zu thun, was Nothwehr und Selbstvertheidigung erheischt. Ich habe

gelobet müſſen, den Freund nicht mehr zu ſehen. Es liegt ein Abgrund von Schmerz in dieſen Worten, aber ich habe es gelobt, und ich werde es halten. Nicht zu ſchreiben aber habe ich nicht gelobt, und das will ich. Der unglückliche Freund ſollte ſein Todesurtheil wenigſtens aus keinem fremden, kalten Munde empfangen. Ich ſelbſt wollte es ihm melden, und der Schmerz, mit dem ich es that, und der ſich in jeder Zeile ausſprach, die ich unter tauſend Thränen ſchrieb, ſoll ihm zeigen, daß er nicht allein leidet, und ſoll ihm Kraft geben, als Mann ein Geſchick zu tragen, dem ich als Frau nicht ganz unterlegen bin. Eines meiner Hoffräulein unterhält ſchon lange einen Briefwechſel mit ihm, ſie iſt treu und klug. So iſt der erſte Schritt gethan, und wenn mehrere Briefe dem erſten folgen, wenn unſere Verbindung, die vorher nur in Gedanken beſtand, jetzt wirklich angeknüpft wird, ſo mögen es ſich die zuſchreiben, die uns durch ihre Ungerechtigkeit zu dieſem Schritte zwangen. Lebe wohl.

Ein und zwanzigster Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

Palais-Royal im Jänner 1668.

Neue Besorgnisse bereiten sich. — Was steht mir Armen noch bevor! Er will fort — in den Krieg, wenigstens an die Spitze des Armee-Corps, das sich bey Nancy sammelt; er will dienen, nützen, gelten; er kann seine Lage nicht mehr ertragen. Doch Du kannst mich so nicht verstehen. Ich will mich sammeln, und ordentlich erzählen.

Guiche hatte meinen Brief erhalten, und so überglücklich ihn die Erblickung meiner Handschrift auf der Adresse gemacht hatte, so schrecklich war der Eindruck, den ihm der Inhalt, meine dringende Bitte, mich auf jede Art zu vermeiden, und sich als auf ewig von mir getrennt zu betrachten, auf den Unglücklichen machte. Mehrere Tage erhielt ich keine Antwort. Ich gestehe, es beleidigt

mich; denn ich hielt dieß Stillschweigen für Trotz, für eine Bouderie, die in diesem Augenblicke und in unserer hülflosen Lage, sogar nicht an ihrem Platze war. — Ach! mein Unmuth ward nicht bloß entwaffnet, er verwandelte sich in die tiefste Zärtlichkeit. Er war krank gewesen — der schnelle Wechsel von Entzücken und Verzweiflung hatte ihn zu heftig ergriffen, und die Krankheit, von starken Kopfschmerzen und Fieber begleitet, hatte ihn durch mehrere Tage außer Stand gesetzt, die Feder zu führen. Dieß — freylich ohne die genauere Veranlassung und ohne Erwähnung meines Briefes, den er ritterlich als ein heiliges Geheimniß verschwieg — erfuhr ich am fünften Tage erst, nachdem der Kranke sich schon zu bessern anfing, durch seinen Freund Des Vardes, der jetzt einen Werth für mich erhalten hat. Er knüpft ein unsichtbares Band zwischen mir und seinem Armand, (so pflegt er den Grafen bey dessen Vornahmen vertraulich zu nennen). Er erzählt mir zuweilen von ihm, Züge aus Armands und seiner Jugend, bey denen freylich, so wie Des Vardes sie vorbringt, die glänzendere Rolle auf seiner Seite ist. Indessen er spricht von ihm, es ist vielleicht Armands Wunsch, seine Absicht, daß der Freund sich mir nähere. Von diesem Des Vardes also vernahm ich zuerst, was die Ur-

ſache von Armands Stillſchweigen war, und dieſe Nachricht erfüllte mich mit eben ſo viel Reue als Angſt. Am andern Tage brachte mir die Montalais einen Brief von ihm. Ach, die unter Sorge und Thränen durchwachte Nacht war reich vergütet durch die Sprache der treueſten, ergebenſten Liebe, die aus jeder dieſer noch mit unſicherer Hand gezogenen Zeilen redete; wie er mich liebte, wie das Bewußtſeyn, mir nicht ganz gleichgültig zu ſeyn, ihn jedes Schickſal mit Muth und Heiterkeit ertragen machte; wie er verſichert ſey, nie ganz unglücklich ſeyn zu können, ſo lange er meiner Freundſchaft für ihn gewiß ſey! Dann folgte ein theures Verſprechen meinem Ausſpruch zu gehorchen, wie ſchmerzlich es ihm auch ſeyn müſſe, und ein heißer Dank für die Güte, mit der ich es übernommen, ihm ſeinen Urtheilsſpruch anzukünden, den er aus keines Andern Munde hätte vernehmen können, ohne dieſen zu blutiger Rechenſchaft zu ziehen, und dem nur meine Ausdrücke, und der Anblick meiner Schriftzüge die tödtende Schärfe zum Theil benommen hätten.

So ungefähr lautete dieſer Brief, den ich hundertmahl las, bis ich ihn auswendig wußte. Daß ich ihn beantwortete — kannſt Du, kann irgend ein Menſch auf Erden es mir verdenken, mir, die man ſo beyſpiellos mißhandelt hatte? Und daß dieſer

Briefwechsel seinen Gang lebhaft fortschritt, ist wohl eben so natürlich. Aber der Ton in seinen Briefen wurde klagender, ungeduldiger. Er vermochte nicht mit der Ergebung einer Frau unsere Trennung zu ertragen und sich in das Unausweichliche zu fügen. Je länger es währte, je öfter die Veranlassungen wiederkehrten, bey denen wir uns sonst gesehen hatten, und nun vermeiden mußten, je schwerer fiel es ihm. Ja es erschien ihm endlich dieser Zwang wie eine Strafe, wie eine Verbannung, die er doch durch sein übriges Benehmen auf keine Weise verdient zu haben sich bewußt war. Sein Ehrgeiz empörte sich über die unwürdige Rolle, die ihn, seiner Meinung nach, dieses Verhoth in den Augen der Welt spielen machte. Ein Truppen-Corps wurde bey Nancy zusammengezogen, das wahrscheinlich nach Pohlen bestimmt ist, um unsere Parthey in diesem Lande zu unterstützen. Sogleich erwacht der Soldatengeist in ihm, der ihn mit so viel Bravour als Ruhm im Spanischen Kriege ausgezeichnet hat, und er ist entschlossen, den König um eine Anstellung bey jenem Corps zu bitten.

Das enthielt der Brief, den mir die Montalais vorgestern Abends brachte. Ich erschrack tödtlich, wie Du denken kannst — und schrieb ihm sogleich am Morgen, um ihn zu beschwören, ein Vorhaben

aufzugeben, welches meine Ruhe, ach jetzt mein einziges Glück! ganz zerstören würde. Doch um meinen Bitten noch mehr Nachdruck zu geben, ließ ich unter einem schicklichen Vorwande seinen Freund Des Vardes rufen, und sagte ihm, ich wüßte von verläßlicher Hand, daß Guiche den Vorsatz hege, sich bey dem Könige um eine Anstellung militärischer Art zu verwenden, daß mich dieß sehr unpassend dünke, daß ich glaubte, die Diplomatie wäre eine viel geeignetere Laufbahn für ihn, und daß ich ihm, Des Vardes, auftrüge, dem Grafen dieses Project auszureden. Hinterher fing ich beynahe an zu bereuen, daß ich diesen schroffen Menschen vielleicht einen tiefern Blick in meine Gesinnung thun ließ; denn schlau und welterfahren ist er genug. Sein Auge haftete durchdringend auf mir, eine dunkle Röthe — eine ungewöhnliche Erscheinung auf diesen farblosen Zügen — flog wie ein Nordschein schnell darüber hin, und ein Lächeln bildete sich um die schmalen Lippen, indeß er mir mit anscheinender Ehrerbiethung zuhörte, das freundlich seyn sollte, und beynahe hämisch aussah. Sein Auge hatte indeß den Boden wieder gesucht. Ich erwartete eine Antwort; er ließ mich eine Weile warten — das ist so seine Art — dann erhob er den Blick wieder, richtete ihn düster brennend auf mich.

und ſagte gelaſſen, wie er immer ſpricht: Mein Freund iſt ſehr glücklich, daß eine Prinzeſſinn, wie Ihr, gnädigſte Frau, ſich würdigen will, an ſeinem Schickſal Antheil zu nehmen, und die Führung desſelben mit eigener Hand zu beſorgen. Auch ich ſchätze mich glücklich, daß Ihr mich erwählt habt, etwas zu dem beyzutragen, was mir wirklich als des Grafen Beſtes erſcheint, und ich werde mich eines ſo ehrenden und angenehmen Auftrags nach meinen beſten Kräften entledigen. — Ich kann Dir nicht ſagen, wie widrig mich dieſe Antwort berührte; es war ſo gar nicht das, was ich gewollt und erwartet hatte! Einige Worte noch wechſelten wir über dieſen Gegenſtand, Des Bardes ſchien ganz in meine Anſichten einzugehen, dann kamen Leute, und unſere Unterredung hatte ein Ende.

Meine Hoffnungen betrogen mich. Der nächſte Brief, den ich von Guiche erhielt, ſprach ſeinen Entſchluß, die militäriſche Anſtellung anzuſuchen, beſtimmt aus; alle Gründe, die mein früherer Brief und Des Bardes ihm ans Herz gelegt hatten, wußte er, wenigſtens ſcheinbar, zu widerlegen, ja er hat bereits, wie er mir ſchreibt, mit ſeinem Vater geſprochen, der dieſen Vorſchlag mit beyden Händen ergriffen, und dem Sohne den unbedingteſten Beyfall darüber ausgeſprochen hat.

So ſtehen nun die Sachen. Was kann ich erwarten? Und darf ich ihn wohl mit feiger Eigenſucht von einer Bahn zurückhalten, auf der ihm Ruhm und Anſehen — der Zielpunct des Strebens aller Männer, wenn ſie echte Männer ſind — winken? Was habe ich ihm zu biethen in meiner Nähe? Nicht einmahl den Genuß meines fernen Anblicks, nichts als ein ſchwächliches Dahinſchmachten in unwürdiger Verbannung. Ich erkenne, daß er Recht hat. O er hat es immer! Sein ſchönes Herz, ſein kräftiger Geiſt findet ſtets den wahren Pfad, auf dem Tugend und Ehre wandeln müſſen. Aber mein Herz blutet. Welche graue matte, freudenloſe Zukunft harret meiner, wenn er erſt fern ſeyn wird, wenn ich nicht mehr täglich von ihm hören kann, wenn das beſchwichtigende Bewußtſeyn ſich verliert, daß er unſern von mir athme, daß derſelbe Strom ihn tränke, die Luft, die vielleicht um ſeine Wangen geſpielt, die meinen kühle, und wo mir endlich die Möglichkeit blieb, ihn doch vielleicht einmahl irgendwo zu erblicken, oder des Königs ſtrenges Geboth zu entwaffnen! — O welcher Himmel lag in dieſem Gedanken!

Aber nun? — Er kann mir nirgends mehr erſcheinen. Der König mag noch ſo gnädige Geſinnungen hegen, ſie erreichen ihn nicht mehr. Dieß

ist nur ein Anfang der Qualen, die später mich anfallen werden wie gierige Harpyen. Bey Nancy ist kein Krieg, die Truppen sammeln sich nur dort, und im Winter ist an keinen Aufbruch derselben zu denken. Aber der Frühling wird kommen, der König von Pohlen harrt ungeduldig der versprochenen Hülfe; dann setzt sich das Heer in Bewegung, dann verläßt Er den heimathlichen Boden, dann legen weite Räume, Gebirge, Ströme, Städte, Wälder sich zwischen uns, dann ereilt mich nur selten ein Brief von ihm, und wenn ich auch wieder einmahl ein Blatt in zitternden Händen halte, auf dem seine Hand geruht, das die Versicherungen seiner Treue, seines Wohlseyns enthält — was kann geschehen seyn, bis dieß Blatt aus den Wildnissen des fernen Pohlen bis zur Hauptstadt Frankreichs gelangte? Dann drohen Schlachten, Feuerschlünde, feindliche Kugeln! — O Honoria! Mein Kopf ist wüste, mein Herz zerrissen! — Ich muß aufhören. Du fühlst gewiß mit mir. Lebe wohl!

Zwey und zwanzigster Brief.

Graf Guiche an den Marquis Des Vardes.

Paris im Jänner 1668.

Ich habe Dir eine Nachricht mitzutheilen, mein Freund, die Dich, der diesen Nahmen mit so vielem Rechte trägt, gewiß erfreuen wird. Du weißt, welches Vergnügen mein würdiger Vater empfand, als ich ihm zuerst meinen Wunsch entdeckte, jetzt, wo sich eine Aussicht auf ruhmwürdige Gelegenheit zu Auszeichnungen zeigt, dem König meine Dienste anzubiethen, und um eine Anstellung bey dem nach Pohlen bestimmten Corps zu bitten. Du hast diesen Entschluß gebilligt, Du hast mich ermahnt, schnell zu handeln. Du hast mir Deine Verwendung, falls ich sie nöthig haben sollte, angebothen, und ich habe den erprobten Freund dieser Handlung, auf's neue mit Freuden erkannt. A

so dankbar ich Dir dafür bin, kann ich Dir doch melden, daß ich dießmahl Deine Güte nicht in Anspruch zu nehmen bedarf. Mein guter Vater, voll inniger Zufriedenheit, beeilte sich, dem Könige aufzuwarten, und ihn in meinem Nahmen um jene Anstellung zu bitten. Du weißt, wie sehr der König meinen Vater ehrt. Es ist nicht bloß der Marschall von Frankreich, der versuchte tapfere Krieger, es ist der persönlich geachtete Mensch, den er in ihm schätzt. So empfing er ihn auch dießmahl, und — denke Dir das Entzücken des würdigen Greises, denke Dir die stolze Freude, welche seitdem meine Brust schwellt! — der König, als fühle er wohl, daß er etwas gegen mich gut zu machen habe, gab mir — nicht eine Chargé bey diesem Corps, sondern den Oberbefehl desselben mit dem Patente eines General-Lieutenants, das mir am folgenden Tage in den ehrenvollsten Ausdrücken ausgefertigt wurde. Du fühlst mit mir; ich weiß es, und so schildere ich meine Empfindungen nicht; nur das sage ich Dir, dem treuen Freunde, was ich der Welt nicht sagen möchte, die es für Großsprecherey halten würde: Ich will des Königs Wahl rechtfertigen, ich will mich seiner Gnade würdig beweisen; ich will die Ehre der französischen Waffen in jenen fernen Gegenden leuchten;

und meinen Nahmen mit dem meines geliebten Königs und meines Vaterlandes verklären machen.

Schon seit ich den Entschluß, die Waffen wieder zu ergreifen, gefaßt hatte, war mehr Ruhe und stetiges Bewußtseyn in meine Brust gekommen. Aber seit der Anerkennung, die mir von meinem Monarchen geworden ist, seit der Eröffnung einer so glänzenden Laufbahn, die vor meinen Blicken liegt, erhebt sich mein Geist aus der Düsterheit, die ihn lange Zeit niederdrückte. Die gesunkene Kraft ist erwacht. Ein tiefer Schmerz liegt zwar noch im Grunde meiner Brust, Du erräthst ihn wohl; aber er behauptet sich nicht mehr im Vorgrund aller meiner Gedanken und Gefühle. Es ist ein anderer Begriff, der der Ehre und des Verlangens nach würdiger Thätigkeit, der die übrigen alle meistert und zu seinen Zwecken dienstbar macht. So flammt die unauslöschliche Lampe treuen Andenkens im stillen Heiligthum der Kapelle, aber von außen geht das geschäftige Leben seinen Gang, und nur zuweilen zieht sich der fromme Sinn in jene Einsamkeit zurück, und feyert in stiller Wehmuth die Erinnerung an ein entschwundenes Glück.

Ob Sie mir zürnt? Ob Sie das Beharren bey meinem Entschluß mißbilligt? Ich denke, nein. Getrennt waren wir ohnedieß, und für mich lag

widerwärtiger, ein erniedrigender Begriff in diesem vom Könige ausgesprochenen Banne, der mich alle jene Orte und Versammlungen zu meiden zwang, in denen zu erscheinen nicht bloß meine Liebe, sondern meine Geburt, meine Stellung am Hofe mich riefen.

Weißt Du, daß Monsieur mich noch immer sehr frostig behandelt? Mag er doch! Wir sehen uns nur zufällig. Ich habe seine Gnade nie gesucht. Er hat mich in die gefährliche Nähe der edelsten aller Frauen gebracht. Daß im Brennpuncte der Mittagssonne das Entzündliche aufflammte, war das zu wundern? Er hat sich doch gewundert. Er hielt mein Herz für so leblos wie das seine. Ich habe ihm verziehen, aber ich bin auch froh, ihm nicht wieder zu begegnen. Im Geräusche der Waffen, bey würdiger Thätigkeit, heilen alle Wunden des Herzens leichter.

Sie aber muß ich noch einmahl sehen. Wie ich es anstellen werde, weiß ich nicht; aber der Liebe, der Kühnheit und der List wird nichts unmöglich seyn. Ich muß sie sehen, ehe ich, vielleicht auf ewig — denn wer verbürgt dem Soldaten sein Leben? — von ihr scheide. Ich muß ein Andenken von ihr haben. Nun laß uns versuchen, wie wir es durchsetzen. Leb wohl!

Drey und zwanzigſter Brief.

Madame Henriette an Lady Honoria Montague.

Palais-Royal im Aprif.

Ich habe eine lange Zeit vorbeygehen laſſen müſſen, ohne Dir, Du treue Theilnehmerinn meiner Leiden, ein unmittelbares Zeichen meiner Freundſchaft und meines Lebens zu geben. Es waren zwey ſtürmiſche, zwey an ſchmerzlichen und quälenden Sorgen ſehr reiche Monathe. Ich nehme den Faden auf, wo mein letzter Brief ihn verließ. Was habe ich ſeitdem nicht ausgeſtanden, welcher Quell von Bitterkeit hat ſich durch mein Leben ergoſſen, der nie, nie wieder verſiegen wird!

Als Guiche durch keine Bitte von meiner Seite, durch kein Zureden ſeines Freundes Vardes zu bewegen war, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen, hatte ich mich, wie das wohl Jedermann ſoll, mit

Geduld gewaffnet, und in mein Geſchick ergeben. Es war Gottes Wille, das ſah ich deutlich; wir durften, ſo ſollten wir auch nicht beyſammen leben. Noch deutlicher ward mir dieſer Fingerzeig der Vorſehung, als gleich darauf des Königs wiederkehrende Gunſt auf eine ſo glänzende Weiſe den edlen Freund auszeichnete, und der Commandoſtab über das Corps, bey dem er beſcheiden eine untergeordnete Anſtellung geſucht, in ſeine muthige Hand gelegt wurde. Ich war entzückt über dieſe Auszeichnung, ſo ſchmerzlich der nahe Abſchied vor meiner Seele ſtand. Ich bekämpfte mich, ich wollte ja nur des Freundes Glück und ſeine Ruhe!

Seine Briefe, die ich durch die Montalais ungefährdet erhielt, ſie ihr aber doch der Sicherheit wegen zur Verwahrung übergab, da mein Schreibtiſch, nach einigen Vermuthungen, mir nicht zuverläſſig genug ſchien, ſprachen jetzt in wunderbarem Gemiſche bald ſein befriedigtes Ehrgefühl und ſeine ſtolzen Entwürfe, bald ſeinen Schmerz aus, mich ganz verlaſſen zu müſſen, und nur in der Ferne, nur in langen Zwiſchenräumen etwas von mir vernehmen zu können. Er war gehoben durch die Vorſtellung des ehrenvollen Wirkungskreiſes, der ſich vor ihm aufthat, und ſowohl zerſtreut als erheitert durch die neuen Geſchäfte desſelben. Das

iſt das Vorrecht und das Glück der Männer. Uns Frauen wird es nicht ſo gut. Während dem Manne vergönnt iſt, in die Speichen des Weltrades einzugreifen, und das eigene Schickſal ſelbſtthätig zu lenken, müſſen wir über uns ergehen laſſen, was böſer Wille oder Zufall über uns verhängt. Nur die Hoffnung bleibt uns dann übrig, es könne ſich das drohende Gewitter noch zerſtreuen, und dieſe Hoffnung hegte ich auch eine Weile. Sie hielt mich aufrecht, bis ich mit Gewißheit vernahm, das Corps, das Guiche zu befehligen beſtimmt war, werde in wenig Wochen den Marſch nach Pohlen antreten. Jetzt ſank meine Kraft zuſammen, und die erſchöpfte Natur erlag. Ich wurde krank, und das einzige Gute, was mir aus dieſem neuen Leiden entſprang, war die größere Freyheit, allein zu bleiben, und den Schwarm der Überläſtigen abzuhalten. Ich durfte ihr Geſchwätz jetzt nicht mehr hören, das oft ſo unzart an die wunden Stellen meines Herzens rührte, indem es alltäglich und unverſtändig ſich Urtheile und Anſichten erlaubte, die durchaus unrichtig waren, und mich aufs tiefſte verletzten; und das war Gewinn für mich in dieſer Zeit.

Guiche war noch in Paris, das wußte ich, aber auf dem Puncte, nach Nancy aufzubrechen, und

dann, sobald Wetter und Wege es erlaubten, den Marsch in jene weite Ferne anzutreten. Ich hätte ihn wohl gern, sehr gern nur einmahl noch gesehen! Er hatte in einem seiner letzten Briefe mich um ein Andenken gebethen, das ihn in die Ferne begleiten, das ihn wie eine Reliquie schützen sollte. Mein erster Gedanke war — mein Portrait; doch verwarf ich ihn als zu gefährlich. Aber was, was sollte ich ihm geben, ihm, der mit so treuer Neigung an mir hing, und schon so viel für mich, und durch mich gelitten hatte? Ein sonderbarer Zufall wollte, daß ich mich kurz vorher in Miniatur für meine gute Mutter hatte mahlen lassen. Das Bildchen ist sprechend ähnlich, ich durfte es nur von demselben Künstler, der es mir an eben diesem Tage selbst brachte, noch einmahl copiren, und dann fassen lassen, so war alles geschehen, was Guiche wünschen konnte. Lag nicht in diesem Zufall — wenn irgend etwas Zufall ist — ein Fingerzeig? Unwohl, wie ich war, hätte ich doch keine Arbeit als Andenken verfertigen können. So aber ordnete sich Alles wie von selbst. Die Montalais bezeigte sich auch hier geschickt und thätig. Am fünften Tage hatte ich das Bild, in einer hübschen, goldenen Kapsel, die nur durch einen geheimen und wohlversteckten Ressort zu öffnen

war. An diesem Tage befand ich mich auch wieder etwas besser; die Königinn und die Königinn Mutter kamen Morgens mich zu besuchen. Nach Tische kam Mademoiselle, Madame de la Fayette, und meine gute Scüdery zu mir, die mir wahrhaft ergeben ist, und sich sehr freute, mich besser zu finden. Nebst noch ein Paar meiner Hoffräulein war auch die Montalais im Zimmer, die denn überhaupt mich selten verließ, und viele Treue gegen mich bezeugte. Ich sprach nicht viel, denn ich fühlte mich noch matt und angegriffen; aber die Montalais, die gar wohl wußte, was sie vorhatte, und der es eben so bekannt war wie mir, daß die Zeit der Stille vorüber seyn, und die Fluth der Besuche morgen recht angehen würde, brachte, weiß Gott wie, das Gespräch auf Träume, Ahnungen, Wahrsagereyen, Kartenaufschlagen u. s. w. Das Thema, ein stets willkommenes, besonders unter Frauen in vertrauterem Kreise, ward lebhaft ergriffen, und Mademoiselle, die Alles mit großer Heftigkeit betreibt, und bey der das Ungewöhnliche die beste Würze jeglicher Sache ist, äußerte bestimmt, sie wäre sehr froh, wenn auch ihr einmahl geweissagt würde, und sie wollte sich nicht, wie die andern Damen äußerten, davor fürchten.

Wenn Eurer Hoheit das Vergnügen machen kann, warf die Montalais hin, so könntet ihr dieß Verlangen sogleich befriedigen. Es ist eine Zigeunerinn oben bey meinen Leuten, die ihnen schon eine Menge Zeugs vorgeschwatzt hat.

Eine Zigeunerinn? rief Mademoiselle: Ach laßt sie doch kommen! Eine Zigeunerinn? Wahrlich, es sollte mich sehr freuen, einmahl ein solch Geschöpf in der Nähe zu sehen.

Die Montalais zuckte entschuldigend die Achseln, und sagte: Ich weiß nicht, ob meine gnädigste Frau es erlauben würde, und ob es mit ihrer Gesundheit verträglich wäre —

Ach! Was soll ihr denn die Zigeunerinn schaden! rief die Montpensier ungeduldig: Sie soll kommen! Nicht wahr, Cousine, sagte sie, sich zu mir kehrend: Ihr erlaubt es?

Ich denke nicht, sagte Frau von la Fayette, indem sie mich theilnehmend betrachtete, daß man der Herzoginn rathen dürfe, sich solch einem Auftritte, der doch immer etwas Ergreifendes hat, heute noch auszusetzen. Die Person könnte ja morgen oder übermorgen —

Das wird nicht seyn können, erwiederte die Montalais: Sie verläßt Paris in einer Stunde höchstens. Ihre Bande lagert draußen am Mont-

martre, und bricht noch diese Nacht auf. Sie ist aus den Pyrenäen. Wahrlich, es ist ein seltsames Geschöpf!

O Cousine! Cousine! rief nun die Montpensier, indem sie an mein Bett eilte, und meine Hände hastig ergriff: Erlaubt doch, daß Fräulein Montalais diese Person hohle! Ich sterbe vor Begierde, sie zu sehen — und ohne meine Antwort zu erwarten, wollte sie sich der Montalais nähern, und diese fortsenden. Mir gefiel der ganze Vorschlag nicht; ich mochte das wildfremde Weib nicht sehen, nicht das thörichte Geschwätz der Andern hören, und rief daher die Montalais an's Bette, um ihr zu sagen sie solle irgend einen Vorwand erdenken, damit die Zigeunerinn nicht zu kommen brauche. Da kniete sie vor mir nieder, ergriff meine Hand, drückte sie mit einem bedeutenden Blick an die Lippen, ließ das Portrait, das für den Abwesenden bestimmt war, und das sie wahrscheinlich zu diesem Behuf zu sich gesteckt hatte, in dieselbe fallen, winkte mir noch einmahl, und sprang davon.

Mich überfiel eine unnennbare Angst. Mein Gott! Was stand mir bevor? Was hatte diese Montalais, deren kühnen Geist ich kannte, unternommen? Zum Glück für diesen und die folgenden Momente war die Dämmerung des Wintertages schon

ziemlich vorgerückt, und die Damastvorhänge meines Bettes schützten mich ebenfalls vor zu aufmerksamen Blicken, die Damen im Zimmer waren voll Erwartung, und gaben nicht sonderlich während ihres lebhaften Gespräches auf mich Acht. Da öffnete sich die Thüre, und die Montalais führte ein riesengroßes Zigeunerweib herein, dessen braunes Gesicht mit Tüchern von greller Farbe auf orientalische Weise umwickelt war, während ein phantastischer weiter Anzug von dunkeln Stoffen in eben solchem Geschmack um ihre Glieder hing. Ich blickte die Wahrsagerinn an, mein Herz schlug mir bis an den Hals. Welche Augen sah ich? Welcher Blick aus diesen Augen fiel auf mich, indeß die Montalais die Zigeunerinn *) bey meinem Bette vorbey zu Mademoiselle führte, die auf einem Kanapeh in einiger Entfernung von mir saß.

Die Frauen drängten sich um die fremde Gestalt. Neugierig musterten ihre Blicke Farbe, Form des Anzuges, der Züge, und ich zitterte wie ein Espenlaub; denn hatte ich erkannt, wer in diesen Hüllen verborgen war, so konnten es Andere auch. Die Wahrsagerinn sprach mit verstellter Stimme. Ach ihr Klang hallte doch durch alle Saiten meines

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

Innern wieder. Wie lange hatte ich diese Töne nicht gehört, die sonst mein Herz bezauberten! Sie redete ein Gemisch von Baskischem Dialecte und unserm Patois, sie machte ihre Sache excellent, ließ sich von einer Jeden die Hand reichen, und sagte ihnen allerley, was Jemand, der am Hofe wohl bekannt war, wissen konnte, was aber jene, aus dem Munde des fremden, gemeinen Weibes zu hören, überraschte. Als Mlle. Scüdery ihre Hand hergeben sollte, sah ich sie einen langen ernsten Blick auf die Fremde richten, dann zog sie ihre Hand zurück, und sagte: Ich lasse mir nie wahrsagen. Geh, mein Kind! Gott schütze dich bey deinem gefährlichen Handwerke! Die Zigeunerinn nickte, gleichsam dankend, mit dem Kopfe, und fuhr fort den Andern allerley tolles Zeug in ihrem Dialecte vorzuplaudern, worüber sich Mademoiselle zu todt lachen wollte, und was meine Folterpein vermehrte, indem es die angstvolle Scene verlängerte. Endlich waren Alle befriedigt. Ich hoffte, nun wäre Alles geendigt; aber die Zigeunerinn blieb stehen, und wandte ihre Blicke gegen mich. Ja! ja! rief Mademoiselle: Der Frau vom Hause hast du ja noch nichts gesagt. Geh hin, sie muß dir ihre Hand auch zeigen. Sie ist ein Glückskind, und ihr liegt alles am Hofe zu Füßen. Die Fremde näherte sich mir langsam, ich glaubte zu se-

hen, daß sie zitterte, und o wie war mir zu Muthe! Die Montalais ergriff nun ihre Hand, und führte sie näher; da trat auch die gute Scüdery hervor, die gewiß Alles errathen hätte, und folgte der Wahrsagerinn zu meinem Bette, wo diese sich auf ein Knie niederließ, und mit Geberden, nicht mit Worten um meine Hand bath, während die Montalais und die Scüdery sich geschickt so stellten, daß die übrigen Anwesenden die Zigeunerinn nicht wohl sehen konnten. Ich reichte meine zitternde Hand dar, das Portrait glitt in die seine. Eine sichtbare Erschütterung durchschauerte ihn, seine Hand bebte mehr als die meine. Ach, damahls habe ich sie zum letzten Mahl vielleicht, auf dieser Welt berührt, zum letzten Mahl in diese Augen geschaut, deren Blick mir einst den Himmel öffneten! Keines sprach ein Wort.

Nun, das währt lange! hörte ich Mademoiselle ausrufen: Werden wir nichts hören? Oder weigert Ihr Euch auch, Cousine, so wie Mlle. Scüdery?

Es ist etwas dunkel hier, begann nun die Wahrsagerinn, die sich wieder gefaßt hatte: Ich konnte die Lineamente nicht gleich unterscheiden. Madame sieht viel Gutes bevor. Aller Zwist wird Friede werden, aus der bittern Wurzel der Sorge er-

blüht die süße Blume der Ruhe. Der Apfel der Zwietracht verrollt im fernen Sande, und das Glück der erlauchten Frau steht festgegründet.

Bravo! Bravo! rief Mademoiselle. Das ist der echte Orakelton. Halb verständlich, halb dunkel, aber so, daß jeder herausnehmen kann, was er will!

Ich hatte den Sinn der Worte nur zu wohl begriffen. Sie faßten mein Herz mit tiefer Wehmuth. Ja wohl! Fern — fern ist der Sand, worin der schöne Apfel zu rollen bestimmt ist. Meine Thränen fingen an zu strömen. Die Zigeunerinn drückte ihre brennenden Lippen auf meine Hand. Gott schütze Euch! Vergeßt mein nicht! flüsterte sie leise mit natürlicher Stimme, sprang dann auf, verbeugte sich mit über der Brust gekreuzten Händen, und mahnte die Montalais, sie zu entlassen. Aber Mademoiselle hatte noch nicht genug. Sie rief sie noch einmahl, schüttete ihr mit freygebiger Hand Gold, welches sie indessen für sie, theils gesammelt, theils gegeben, in den Schooß des dunkeln Gewandes, und fragte sie noch Einiges. — Mlle. Scüdery aber, die meinen Zustand erkannte, näherte sich den übrigen und sagte: Madame de la Fayette hatte Recht. Der Auf hat Madame angegriffen; ich denke, Euer H

erlaubt (zu Mademoiselle gewendet) daß die Zigeunerinn sich entferne, und ich meine, wir Alle sollten der Kranken Ruhe gönnen. Es wird Abend, und da verschlimmert sich jedes Unwohlseyn.

Ich dankte der Guten innig im Herzen, und wirklich unfähig zu sprechen, winkte ich bloß bejahend mit Kopf und Hand. So entfernte sich denn zuerst die räthselhafte Fremde, dann beurlaubten sich die Damen, und ließen mich mit meinem Schmerz und meiner Angst allein. Denn war es wohl möglich, daß Guiche's kühnes Wagniß ganz unentdeckt bleiben konnte? Hatte ihn, wie ich nicht zweifeln durfte, die Schädery erkannt, so konnte das auch eine Andere, und endlich, welche Gefahr der Entdeckung stand auf dem Hin- und Herwege bevor! Ich war auf's Äußerste beunruhigt, ich zürnte dem Freunde in der Einen Minute, und mußte seiner heißen Liebe in der zweyten doch für den kühnen Einfall danken, der mir noch Einmahl, ach wahrscheinlich zum Letztenmahle auf dieser Welt, die Freude seines Anblicks gewährte. — O meine Angst war nur zu begründet, wie der Erfolg lehrte, obgleich Alles anders kam, als ich damahls fürchtete.

Spät erst kam die Montalais wieder in mein Schlafzimmer, und ihr triumphirender Blick flöß-

te mir schon von weiten Muth und Hoffnung ein. Sobald wir allein waren, berichtete sie mir, daß ihr Schützling sie seiner ewigen Dankbarkeit für sie, und seiner Leidenschaft für ihre hohe Gebieterinn mit den glühendsten Ausdrücken versichert habe, und daß sie ihn dann eben so glücklich und unbemerkt wieder aus dem Pallast geschafft habe, wie er ihn zwey Stunden vorher betreten. Ich konnte nicht umhin, ihr die Tollkühnheit des ganzen Unternehmens ernstlich vorzuwerfen. Sie entschuldigte sich nur leichthin mit den gar so schmerzlichen als dringenden Bitten des Grafen, ihm diese letzte Unterredung zu verschaffen; sie kam immer wieder auf seine Dankbarkeit, auf den Dienst zurück, den sie mir dadurch geleistet zu haben sich bewußt war, und ich konnte deutlich sehen, was ich lange vermuthet, daß das Vergnügen, sich den liebenswürdigsten Mann am Hofe verpflichtet zu haben, und die Eitelkeit, die in der eignen Wichtigkeit ihren Triumph feyerte, vielleicht größern Antheil an ihrem Wagstücke gehabt hatten, als die Ergebenheit und Liebe für mich.

Mein Zustand war durch alles dieß nicht gebessert. Der Auftritt hatte mich sehr angegriffen. Als Monsieur spät am Abend mich noch besuchte, um mir gute Nacht zu sagen, fand er mich mit Betrof

fenheit viel Räuber, als wie er mich nach Tiſche verlaſſen, behauptete, wie er mir den Puls fühlte, ich müßte ein heftiges Fieber haben, und befahl ſogleich den Arzt wieder zu rufen. Mir war das alles ſehr ungelegen, ich hätte gern jedes Aufſehen vermieden, jegliche Art der Aufmerkſamkeit von mir abgelenkt. Es half nichts. Ich mußte einen kühlenden Trank nehmen, man fragte, forſchte, woher die Verſchlimmerung komme? Die Montalais ſchob Alles mit ziemlicher Kühnheit auf die vielen Beſuche, die mich ſchon am frühen Morgen in meinem Zimmer belagert hatten. Monſieur entfernte ſich endlich, nachdem er recht freundlich für meine Geſundheit und Ruhe geſorgt hatte. Ach, welche Sorge war dieß!

Die Nacht durch ſchlief ich, wie Du leicht denken kannſt, wenig. Zu viele Gedanken flutheten in meiner Seele auf und ab. Gegen Morgen ſchlummerte ich ein, und genoß eines recht erquickenden Schlafes. Als ich erwachte, ſtanden bereits zwey meiner Frauen im Zimmer, um mein Erwachen zu erwarten. Das befremdete mich nicht, denn es war ſpät. Ich befahl, mir das Frühſtück zu bringen; aber während ich dieß genoß, fiel es mir auf, daß die Montalais noch nicht erſchienen war, um ſo mehr als ich mich erinnerte, daß heute der Tag

des Dienstes an ihr war. Ich schaute die zwey Mädchen an, die unfern von mir standen, und jetzt dünkte es mich, daß ihre Mienen Verlegenheit oder Bekümmerniß ausdrückten. In meiner damahligen Stimmung ergriff mich Alles stärker als sonst. Ich fragte nach Fräulein Montalais. Die Mädchen erröthteten, schwiegen und sahen zu Boden. Was ist das? rief ich: Wo ist Marguerite? Sie ist nicht zu Hause, antwortete die Eine — Sie ist fortgefahren, die Andere.

Fortgefahren? rief ich entrüstet: Und heute? an ihrem Dienstage?

In dem Augenblicke pochte es an der Thüre. Es war Monsieur, das erkannte ich, und diesen Besuch zu so ungewöhnlicher Stunde, verbunden mit Allem, was gestern und heute vorgegangen war, regte mein Innerstes auf. Ich war nicht im Stande zu antworten. Da pochte es noch einmahl, stärker, gebietherischer. Es ist Monsieur, sagte das Eine der Mädchen ängstlich. — Geh hin und öffne! gebeth ich, aber die Stimme versagte mir fast. Monsieur trat ein. Ein ganzes Ungewitter lag auf seinem Gesichte, und daß es bereit war, sich über mich zu entladen, sagten mir die feindlichen Blicke die er auf mich warf. Ein Wink entfernte die beyden Fräulein, Monsieur trat zu mir, und nun

O mein Gott! welche Stunde der Qual, der Demüthigung und der unerträglichſten Angſt war dieſe! Ich bin nicht im Stande, Dir den Gang unſerer Unterredung zu melden, und alles Bittere, Kränkende zu wiederhohlen, was ich aus dem Munde eines Gemahls hören mußte, der kurz vorher ſeine Leidenſchaft für eine Grauſame öffentlich zur Schau getragen hatte. Damahls war ich viel zu aufgeregt zu einer ruhigen Überſicht; jetzt, nachdem Wochen darüber hingegangen ſind, weigert ſich meine Hand, in den ſchlechtgeheilten Wunden zu wühlen. Höre nur das Reſultat!

Noch den Abend zuvor, kurz nachdem Monſieur mich verlaſſen hatte, wurde dem König gemeldet, was bey mir im Zimmer geſchehen, wer vermummt bey mir geweſen war und wer die Intrigue geleitet hatte. Der König eilte ſogleich zur Königinn Mutter — das iſt ſo recht der wahre Heerd, auf dem das Gift für mich gekocht wird! — und unterrichtete ſie von dem vorgefallenen Gräuel (das war Monſieur's Ausdruck), die Königinn ſchickte und ließ meinen Gemahl rufen. Im Familienrathe ward dieſem nun ſeine beleidigte Ehre und mein Verbrechen im grellſten Lichte dargeſtellt, und das Verderben der Montalais beſchloſſen.

Monſieur's ſonſt ziemlich gelaſſene Seele wurde

durch dieſe Reden erhitzt und aufgeregt. Nur die Rückſicht, auf welche der König ihn aufmerkſam machte, daß ich krank, der Schonung bedürftig ſey, und wohl ſchon zur Ruhe gegangen ſeyn möchte, hielt Monſieurs Feuereifer auf, ſein Strafamt auf der Stelle auszuüben. Am andern Morgen aber brach man ſogleich ins Zimmer der Montalais ein, als ſie kaum aufgeſtanden und gekleidet war. Die Herzoginn von Navailles, welche die Oberaufſicht über alle Hoffräulein führt, erſchien, von einem Capitän der Garde begleitet, und kündigte ihr im Nahmen des Königs an, daß ſie ſich bereiten ſollte, auf der Stelle Paris zu verlaſſen, und ſich ins Kloſter nach Fontevrault zu begeben *). Die Arme erſchrack tödtlich — ſie ahnete ſogleich den ganzen Zuſammenhang, und überſah, trotz ihrer Beſtürzung, alle ſeine Folgen. Ihre Treue gegen mich oder ihre Klugheit — denn recht weiß ich eigentlich nicht, welcher von dieſen beyden Beweggründen von jeher ihre Handlungen geleitet hat — gab ihr Faſſung genug, um auch in dieſem gewiß ſchrecklichen Augenblicke, wo man ſie nicht einen Moment unbeachtet ließ, das Nöthige zu thun. Unter den Augen der Herzoginn und des Capitä[illegible]

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

packte sie etwas Wäsche, Kleider und die Cassette mit ihrem Arbeitsgeräthe ein. In dieser Cassette aber, das weiß ich, befanden sich jene Briefe des Unglücklichen an mich, die ich der Montalais aufzubewahren gegeben hatte. So waren doch diese Zeugen eines unseligen Verhältnisses den Augen unbilliger Späher entrückt. Dieser Punct war das Einzige, was, während Monsieurs Zorn sich gegen mich erschöpfte, mir einigen Trost verlieh. Als er sich müde geredet und gescholten hatte — denn ich antwortete wenig, Schmerz, Angst und Unwillen über die unwürdige Behandlung hatten mein Fieber verdoppelt und eine Art von dumpfer Betäubung über mich verbreitet — sah er mich endlich an, und der leidende Ausdruck meines ganzen Wesens mochte ihn rühren.

Erkennt Ihr Euer Unrecht, Henriette von England? fragte er nach einer Pause, mit etwas milderem Tone.

Ich erkenne Alles, was Ihr wollt, antwortete ich matt: Ich fühle mich sehr krank, und wünsche nur, daß der Tod mich von diesen Leiden, und Euch und die Eurigen von einer Person befreyen möge, die für Euch nur ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung ist. Mit diesen Worten wollte ich mich der Wand zudrehen; er aber, erschreckt durch

meine Worte, und gutmüthig, wie er doch im Grunde ist, ergriff meine Hand ängstlich und rief: Um Gotteswillen! Was sagt Ihr? Sterben? Ach nein! das wird der Himmel nicht wollen! Ich bin Euch ja doch von Herzen gut. — Er drückte meine Hand, und führete sie an seine Lippen. Jetzt brachen meine Thränen hervor. Philipp! sagte ich: Ihr thut mir sehr weh! Gott verzeihe es Euch und Eurer Mutter, die Euch dazu antreibt; denn Ihr seyd nicht so boshaft. Ich bin zu krank, um mich zu rechtfertigen, wie ich doch wohl könnte. Aber glaubt mir, Ihr handelt sehr Unrecht an mir. Diese Worte, die ich unter vielen Thränen, und meiner Schwäche wegen nur abgebrochen und leise vorbringen konnte, drangen an sein Herz. Henriette! rief er: Mein schönes, mein liebes Weib! — Ach, du darfst nicht sterben! Gott wird dich erhalten, du wirst mir deine Unschuld beweisen, wir werden noch recht glücklich seyn. Er hielt mich während dieser Rede mit beyden Armen umfaßt, und ich weinte bitterlich an seiner Brust. Endlich mochte ihm einfallen, daß dieses Weinen mir doch auch schaden könne. Er war ganz verwandelt, er redete mir liebreich zu, bath mich, mich zu beruhigen, verhieß mir, mit seiner Mutter, mit seinem Bruder für mich zu sprechen, brachte mir selbst eine

beruhigende Arzney, und that Alles, was er erſinnen konnte, um das Übel, das er angerichtet, wieder gut zu machen. Sein freundlicher Wille rührte mich, ich nahm ſeine Hand und küßte ſie. Mein Gemahl! ſagte ich: O hättet Ihr nie diejenigen angehört, die ſich zwiſchen Euch und mich drängten! Es wäre uns Beyden beſſer geweſen. Er war recht gut, recht milde gegen mich, und ich muß es ihm bezeugen, während meiner langen und ſchweren Krankheit, in die ich nun verfiel, hat er mir nur Liebes und Gutes erwieſen. Ich lag über acht Tage zwiſchen Leben und Tod — und dieſer Zuſtand, verbunden mit dem, was ich Monſieur geſagt, als er ſeinen Zorn über mich hatte ergehen laſſen, machte wohl ſein Herz und Gewiſſen aufs tiefſte erſchüttert haben. Nach und nach erhohlte ich mich, aber eine große Schwäche iſt zurückgeblieben. Jener Unglückliche iſt fern; während die Schatten des Todes mich bedeckten, hat er Paris verlaſſen, und jetzt iſt er mit ſeiner Truppe bereits auf dem Marſche nach Pohlen. Wir werden uns nie wieder ſehen, das ahnet mir, Wozu auch? Wir ſind auf ewig geſchieden! So will es die Pflicht. Ach Gott! Sie iſt doch ſtreng und unerbittlich!

Seit meiner Beſinnung, und mit den wiederkehrenden Kräften auch mein Gedächtniß mir wie-

der völlig zurückgekehrt ist, denke ich vergebens nach, wie denn jene unglückliche Zusammenkunft in meinem Zimmer entdeckt werden konnte? Die Montalais versicherte mich, daß Guiche vollkommen unentdeckt aus dem Pallast gekommen war. Unter den Frauen, die bey mir waren, hatte ihn, die Soüdery vielleicht ausgenommen, keine erkannt, und diese ist keines Verrathes fähig. Mademoiselle, wenn sie etwas auch nur vermuthet hätte, hätte damahls auf der Stelle zum Könige eilen, und es ihm sogleich entdecken müssen. Wäre dieß geschehen, so hätte sie bis jetzt nicht darüber schweigen können, und ihr kann ich überhaupt keine Klatscherey zutrauen. Ihr Character ist unbesonnen, lebhaft, aber nicht tückisch oder gemein. Hätte irgend eine untergeordnete Person, die dem Vermummten auf den Gallerien oder Treppen begegnet wäre, Verdacht geschöpft, so wäre die Zeit zu kurz, bis ein Rapport von solcher Hand bis zum Könige hätte dringen können, der vielleicht zwey Stunden nach dem Vorfalle schon davon unterrichtet war. Das allein bleibt das wahrscheinlichste, daß Jemand, dem früher schon die Sache bekannt gewesen, sich eines so niederträchtigen Verrathes schuldig gemacht habe, Jemand, der um das Geheimniß wußte, und der den Grafen haßt oder mich.

Mein Verstand steht stille, mein Verdacht irrt umher, ohne Jemand anklagen zu können; aber mein Mißtrauen ist erregt, und ich fürchte in jeder Person, die sich mir naht, einen verborgenen Feind. Wäre die Montalais noch hier, so könnte diese vielleicht Nachweisungen geben. Sie muß wissen, wen sie noch ins Vertrauen zu ziehen nöthig hatte, wer allenfalls treulos hatte seyn können. Aber sie ist fern, und mit ihr zu correspondiren ganz unmöglich.

Übrigens hat sich aus dem trüben Dunkel meines umnachteten Daseyns doch Eine hellere Seite entwickelt. Ich stehe seit jenem letzten Sturm, der mich an den Rand des Grabes gebracht, besser mit meinem Gemahl. Vielleicht hat er eingesehen, daß er böswilligen Einflüsterungen zu viel Gehör gegeben, mich zu ungehört verurtheilt hatte; vielleicht hat die Gefahr mich zu verlieren, mich ihm werther gemacht. Er zeigt mir eine viel lebhaftere Theilnahme, und wenn dieß Alles auch noch weit von eigentlicher Liebe entfernt ist, so danke ich Gott doch auch dafür. O hätte er im Anfange unseres Ehestandes sich nur so wie jetzt gegen mich benommen, hätte er mein entgegenkommendes Herz nicht so achtlos fallen lassen, es wäre vielleicht Manches nicht geschehen, was jetzt einen unversiegbaren Quell von Bitterkeit durch mein Leben gießt!

An diesem Briefe, der freylich sehr lange geworden ist, habe ich acht volle Tage geschrieben. Heute aber muß ich ihn schließen und fortsenden, denn Dein Bruder fertigt einen Courier ab. So lebe wohl, ob wohl ich Dir noch viel zu sagen hätte

Vier und zwanzigſter Brief.

Graf Armand von Guiche an den Marquis Des Vardes.

Nancy im Anfang des Aprill.

Mein Corps iſt in Begriff aufzubrechen, und ich ziehe an ſeiner Spitze weit, weit von dem ſchönen Frankreich und allem, was in deſſen geſegneten Räumen athmet, in ein fernes, fremdes, halb barbariſches Land. So nimm, ehe ich ſcheide, den letzten Gruß des treuen Jugendfreundes noch von der heimathlichen Erde! Ich gehe Kämpfen, Beſchwerden, Entbehrungen, vielleicht dem Tode, aber auch der Ehre, dem Ruhm, und einer willkommenen Thätigkeit entgegen. Ich habe dieſe Beſtimmung ſelbſt gewählt, ſie ſagt mir zu, ich bin zufrieden damit.

Dieß aber hindert nicht, daß mein Herz aus tauſend Wunden blute. Sie war krank, iſt es

noch, und kaum iſt die Gefahr, die ihr Leben bedrohte, gewichen. Ich darf auch nicht mehr den Wunſch hegen, ſie zu ſehen, wenn auch nur von fern, nur auf Augenblicke. Welche furchtbare Folgen hatte für ſie jener gewagte Verſuch! Welche Vorwürfe mußte ich mir machen, als ich erfuhr, daß man mich erkannt, daß man ſie grauſam zur Rede geſtellt, und ſie dadurch an den Rand des Grabes gebracht hatte! Noch iſt es mir ein undurchdringliches Räthſel, wer mich verrathen haben kann, da nur zwey Menſchen, die Montalais und Du im Voraus um mein Geheimniß wußten, und alle Vorſichtsmaßregeln ſo getroffen waren, daß eine Entdeckung unmöglich ſchien.

Und doch, Freund! So unerwartet traurig die Folgen jenes Abentheuers waren, nun ſie noch lebt, und ihre Geſundheit wiederkehrt, kann ich es nicht bereuen, es gewagt zu haben. Ich habe ſie noch Einmahl vor einer langen, vielleicht ewigen Trennung geſehen, ich habe den Druck ihrer Hand gefühlt, ihr Blick hat Seligkeit, Muth, Siegeszuverſicht in meine Seele geſtrahlt! Ich war ganz glücklich in dieſen kurzen Augenblicken. Ich war es ſchon dadurch, daß ich das Gemach, wo ſie lebt, betreten, den ſüßen Duft des Jasmins wieder athmen durfte, der ſie ſtets umfließt, und ſie wie eine

Blumenatmosphäre umgibt! Nein, Dr. Gardes, ich kann es nicht bereuen, jenen tollen Versuch, wie Du ihn nanntest, gewagt zu haben, und ich lebe der süßen Zuversicht, daß auch Sie, Sie, die Himmlische, sich dessen freut, was auch später über sie hereingebrochen ist.

Aber nun, da ich scheide von ihr, sie lange, vielleicht nie wiedersehen werde — ich bin darauf gefaßt, und entsetze mich vor keiner, wenn auch noch so langen Trennung, denn ich weiß, daß unsere Geister verbunden sind — jetzt, o Freund! empfehle ich sie Dir. Kann ich das höchste Gut, was ich auf Erden besitze, ihre Freundschaft, ihr edles Zutrauen, in bessere, sicherere Hände legen, als in die des treuesten Jugendfreundes? Sey Du ihr Vertrauter, der Bothe unserer schuldlosen, und doch so schwer verfolgten Liebe. Bringe Du, weil sie mir ausdrücklich verbothen hat, ihr mehr zu schreiben, die Nachrichten, wie es mir ergeht, und melde mir dafür Alles, aber Alles, bis auf jede Kleinigkeit, was Du von ihr weißt.

Ich erkenne wohl, daß dieß für Dich ernsten, philosophischen Menschen eine schwere Aufgabe seyn wird, denn Du siehst das Alles tief unter Deinen Blicken, die nur auf das große Ganze gerichtet sind; aber ich zähle auf Deine Liebe zu mir. Sey

ihr Rathgeber in so manchen schwierigen Fällen, die sich in ihrem Leben finden — sie kann keinen erfahrneren haben; sey endlich ihr Tröster, wenn ihr Muth sinkt, wenn Schmerz oder Unbill ihr naht! Ach, daß man mich von ihr gerissen, und es mir unmöglich gemacht hat, ihr das Alles selbst zu seyn! Ich verlangte ja nichts anders, ich fand die schönste Bestimmung meines Daseyns darin.

Das ist vorbey! Es muß vorbey seyn. Die Ehre winkt, es rauscht in den Zweigen des Lorbers. Lebe wohl! Auf dem Marsche schreibe ich Dir, wo immer ich Zeit und Gelegenheit finde.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Madame Henriette an Lady Honoria Montague.

Fontainebleau im October.

Du beklagſt Dich, meine geliebte Freundinn, über die Seltenheit und Kürze meiner Briefe. Ich habe nichts zu ſchreiben. Mein Leben geht wie ohne Klage, ſo auch ohne Wunſch hin. Mein Gemahl behandelt mich freundlich, der König iſt gütig, wie immer, und ſeit ich mehr vegetire als lebe, ſeit mir Alles gleich gilt, und die Freuden der Jugend keinen oder wenig Anſpruch mehr an meinen Geiſt machen, ſtellt ſich auch mein Verhältniß zur Königinn-Mutter auf einen leidlichern Fuß. In Fontainebleau bin ich auch lieber wie in Paris, am liebſten jedoch in St. Cloud; dort umſchweben mich die Geiſter entſchwundener Freuden. Sie ſind dahin, ich habe ſie Gott geopfert, der mir

zum Lohn dafür den häuslichen Frieden geschenkt hat. Seit acht Tagen sind wir hier, der Herbst ist weit vorgerückt, die Jagden beginnen für die Herren, das Leben der Frauen, gestaltet sich dadurch schon, daß die Jäger fast den ganzen Tag entfernt sind, und auch durch die Jahreszeit, viel einsamer. Ich nehme wenig Theil an jenen Unterhaltungen, bey denen ich sonst sehr thätig war, und an der Seite des Königs oder meines Gemahls unter dem Getöne der Hifthörner, von einem raschen Rosse getragen, über die Felder dahinflog, oder mich durch das Dickigt des Waldes drängte. Jetzt hat das Alles seinen Reiz für mich verloren. Ohnedieß lauerte damahls, und würde auch jetzt Mißgunst und Eifersucht auf jeden meiner Schritte lauern; aber damahls erschien Eine Gestalt unter dem Chor der Schützen, damahls sah ich oft einen kühnen Reiter auf seinem andalusischen Pferde vor mir, oder neben mir dahinsprengen. Das ist vorbey! Was soll ich auf der Jagd? Besser ist es, mich still im Schlosse zu halten; so hat Niemand etwas zu bespähen, zu berichten, zu critisiren, und ich kann jetzt stundenlang mit meiner Arbeit am Fenster sitzen, hinausschauen in die trübe, herbstliche Gegend, voll Nebel und scheidender Reize, das Gras betrachten, das seine frische Farbe verloren hat, die Beeten,

auf denen außer Aſtern und Todtenblumen wenig mehr zu ſehen iſt, und in den Fall der Blätter hineinſtarren, die ſich leiſe von den Zweigen löſen, und langſam niederſinkend den Baum allmählig all ſeines Schmuckes entkleiden. Wie lange, denk' ich dann, wird es noch anſtehen, ſo ſinken, wie jetzt die Blätter, die Schneeflocken aus der Luft herab, der Winter kommt, und Alles iſt erſtorben!

Des Bardes ſcheint mir ſeltſam ſeit einiger Zeit, ich finde etwas Ungleiches in ſeinem Benehmen, und glaube zu bemerken, daß jene Ruhe und Abgemeſſenheit, welche ich im Anfange für Kälte des Herzens und Wirkung des überwiegenden Verſtandes hielt, mehr das Reſultat bitterer Erfahrungen oder ſtrenger Herrſchaft über ſich ſelbſt iſt. Es gibt Veranlaſſungen im Geſpräche, Augenblicke unbewachter Zerſtreuung, wo ich aus dieſer anſcheinend kalten Bruſt eine gähe Flamme des Zorns oder der Theilnahme, der Mißbilligung oder Freude hervorbrechen, eben ſo ſchnell aber verſchwinden, und der gewohnten Gelaſſenheit Platz machen ſehe. Solche Augenblicke haben etwas Unheimliches für mich, aber ſie zeigen, daß Bardes nicht ſo kalt iſt, wie er ſcheint; auch hätte ja ſonſt jenes weiche, gefühlvolle Herz nicht an dem ſeinen ruhen können, und dieß iſt es, was in meinen Au-

gen ſein eigentliches Verdienſt ausmachte. Er iſt jetzt der Einzige, mit dem ich von dem Entfernten reden kann, da man mir die Montalais entriſſen hat, und die Valentinois auch nicht mehr zurückgekehrt iſt. Aber ſelbſt die Art, wie Des Vardes über ſeinen Freund ſpricht, mißfällt mir; ſie hat etwas Verletzendes, er ſtellt ſich ſo hoch über ihn, und weiß unter dem Scheine der Liebe, die ſelbſt die Schwächen an dem Freunde mit partheiiſcher Nachſicht betrachtet, Allerley vorzubringen, was meine Vorſtellung von Guiche herabſtimmen müßte, wenn ich dieſen Des Vardes nicht richtiger zu beurtheilen, und alle dieſe Anſichten aus dem Hochmuthe eines eminenten Geiſtes, der ſich über Andere erhebt, herzuleiten wüßte. Indeſſen, er ſpricht doch von ihm, und ich höre, wie es Jenem ergeht. Er zeichnet ſich ungemein aus. Seine Tapferkeit im Gefechte, ſeine Geiſtesgegenwart, noch mehr aber ſeine zweckmäßigen Anordnungen, haben ihn dem König von Pohlen ungemein werth gemacht. Er iſt auch am Hofe von Warſchau ein Stern erſter Größe, und Des Vardes gibt mir zu verſtehen, die Pohlinnen ſeyen ſehr ſchöne, ſehr einnehmende Frauen, und Guiche habe ſein Glück ſchon mehrere Mahle machen können, es vielleicht auch ſchon gemacht. Dieſe Reden verletzen mich;

aber dann, wenn ich in der Einſamkeit darüber nachdenke, weiß ich recht gut, was ich auf Rechnung des allzuſcharfen Freundes ſchreiben ſoll. Der verſchattende Nebel zerfließt, und das edle Bild ſteht wieder in verklärter Reinheit vor mir. Jetzt lebe wohl! Da haſt Du wohl einen ziemlich langen Brief, aber doch wenig Inhalt.

Sechs und zwanzigster Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

Palais-Royal, im März 1669.

Schon wieder, meine treue Freundinn habe ich Dir einige unangenehme Auftritte und Bemerkungen mitzutheilen, die denn die kurze Ruhe, deren ich nach schweren Opfern genoß, abermahls stören, und wenn sie schon eben keine eigentlichen Leiden herbeyführen, mich doch sehr verstimmen.

Ich habe öfters vielleicht in meinen letzten Briefen *) eines gewissen Grafen Marsillac erwähnt, der sich diesen Winter bey Hof hat vorstellen lassen, und dem es leider eingefallen ist, mich zum Gegenstande seiner erst heimlichen, dann aber unverhohlenen Anbethung zu machen. Es ist

*) Sie kommen nicht vor.

ein höchſt unbedeutender, beynahe alberner junger Menſch aus der Provinz, dem man ſeine Gascognischen Sitten und Ausſprache von weitem ankennt, übrigens eine angenehme Geſtalt, und er hat ſogar — denke Dir, wie ſein erſter Anblick mir auffiel! — eine flüchtige Ähnlichkeit mit einer unvergeßlichen Perſon. Doch war es genug, Einmahl mit ihm geſprochen zu haben, um ſich zu überzeugen, daß dieſe Ähnlichkeit nicht weiter als bis auf die Oberfläche ging, und dieſer Menſch, was geiſtige Vorzüge und jede Anmuth betrifft, auch nicht von fern mit dem verglichen werden konnte, an den ſeine Züge beym erſten flüchtigen Hinblick erinnerten. War es dieſe Ähnlichkeit, welche von mehreren bemerkt, und dem jungen Menſchen kund gemacht wurde, und die Hoffnung, deßhalb Eindruck auf mich zu machen, was ihn ermuthigte, ſein Glück bey mir zu verſuchen? Kurz, er fing an ſich ziemlich merklich, aber auch ziemlich ungeſchickt, als mein feuriger und beſtändiger Verehrer darzuſtellen. Mir war es im Anfange gleichgültig, dann lächerlich, dann ungelegen. Aber damit ſollte für mich, der doch aus jeder Blume, ach, aus jedem Unkraut Gift erwächſt, die Sache nicht abgethan ſeyn. So unbedeutend der Menſch, ſo thöricht ſeine Huldigun-

gen waren, so reichten sie doch hin, um die Geister des Argwohnes aufzuschrecken. Des Vardes war der Erste, der mich auf neue Bewegungen dieser Art aufmerksam machte, und mir rieth, auf meiner Huth zu seyn. Aber die Sache schien mir so geringfügig, ich war mir meiner vollkommenen Gleichgültigkeit so wohl bewußt, daß ich nichts an meinem Betragen abänderte, ja nichts abzuändern wußte, und meinen Gang ruhig gehen wollte.

Zu meinem Erstaunen mußte ich bemerken, daß Des Vardes die übeln Folgen, oder wohl gar Gefahren, die aus der lächerlichen Anbethung jenes albernen Menschen für mich entstehen konnten, in sehr ernstem Lichte sah. Er machte mir Vorstellungen, ich möchte beynahe sagen, Vorwürfe darüber, und drang in mich, den allzu kühnen Gecken, wie er ihn nannte, durch eine abschreckende Erklärung zu entfernen. Das schien mir der Sache eine Wichtigkeit beyzulegen, die sie nicht hatte und nicht verdiente, und ich lehnte Des Vardes Rath freundlich aber bestimmt ab. Er schwieg, aber er war empfindlich geworden, das merkte ich wohl. Er gehört eben zu den überverständigen Menschen, die sich allein in der Welt für weise, und alle Übrigen für mehr oder min der einfälti halten. Solche Menschen üben dann die Intol

ranz der Vernunft, gewiß die ärgſte von allen, und finden ſich beleidigt, wenn man ſich unterſteht, ihrem Rathe nicht zu folgen.

Ich blieb indeſſen ſtill auf meinem Sinn, aber ich merkte bald, daß die kleinen Neckereyen von allen Seiten begannen, und auch Monſieur, der bisher ſo gut mit mir war, anfing, ſeinen Ton zu ändern, was mir ungemein leid that.

Ich vernahm bald darauf durch Des Vardes, der ſich immer in Kenntniß von dem Schickſale der armen Montalais zu Fontevrault zu erhalten weiß, daß auch ſie beſpäht, und genauer als zuvor bewacht wird, und daß ſie Spur davon habe, daß man in ihren Habſeligkeiten Nachſuchungen gethan. Er rieth mir daher, Guichens Briefe, die ſie noch beſaß, durch ihn, da er mir einen ſichern Weg anzugeben wußte, zurückzufordern. Eine Weile wollte ich mich nicht dazu entſchließen, endlich that ich es, mehr um Ruhe zu haben vor ſeinen ewigen Ermahnungen, als aus Überzeugung. Ich gab ihm ein Billet an die Montalais, und dieſe lieferte ihm die Briefe durch eine ſehr ſichere Mittelsperſon aus. Glaubſt Du aber, daß ich ſie wieder erhielt? Nichts weniger Des Vardes behält ſie noch immer, er glaubt ſie ſicherer in ſeiner Verwahrung als in meiner. Er

führt mir dieselben Gründe an, die mich dazumahl bewogen, sie lieber in der Montalais als in meinen Händen zu wissen, und besteht mit dem Eigensinn seines trocknen Verstandes darauf, indem er so aufs beste für mich zu sorgen glaubt. Was kann ich sagen? Er hat im Grunde wohl nicht Unrecht; aber ich hätte diese lieben Blätter doch gar so gern wieder gesehen, gelesen, den Abdruck einer reinen, unglücklichen, und so treuen Liebe! Als ich ihm das sagte, nicht so warm, wie ich es Dir schreibe — denn mich hält sein schrofes Wesen überhaupt, am meisten aber der seltsame und fast bittere Ton, den er seit einiger Zeit gegen mich angenommen hat, von jeder herzlichen Eröffnung ab — da erschrack ich, ich versichere Dich, über den Ausdruck von Unwillen, den seine ohnedieß nicht lieblichen Züge annahmen. Sein gelbes Gesicht erbleichte, seine schmalen Lippen bebten, und ein — ich hätte bald gesagt — höllischer Funke flammte aus seinen dunkeln tiefliegenden Augen. Doch faßte er sich schnell, kämpfte den unziemlichen Ausbruch nieder, und erwiederte anständig mit guten Gründen, aber doch mit einiger bittern Ironie, daß es ihm leid thue, dieser gerechten Bitte zärtlicher Leidenschaft für meinen Ritter nicht willfahren zu können, daß es eine schwere, aber

Pflicht der Freundschaft sey, für die Freunde, selbst wider ihren Willen, und auf die Gefahr hin, von ihnen verkannt zu werden, zu sorgen u. s. w. Kurz, ich mußte nachgeben, aber die Erinnerung an jene Scene, und besonders an Des Vardes Gesicht in jenem Augenblick, hat einen unangenehmen Eindruck in meinem Gemüthe zurückgelassen.

Ein Paar Tage darauf beging jener junge Gascogner eine sehr große Unschicklichkeit und Unbesonnenheit, indem er beym Lever des Königs mit einem Offizier der Garde im Vorzimmer Streit, ich weiß nicht mehr um was? anfing, und so frech war, den Offizier zu fordern. Die Anwesenden, klügere Männer, legten wohl den Zwist bey, aber der König verwies den Thoren vom Hofe *), eine Strafe, die mich doch etwas zu hart für jenes Vergehen dünkte, das wohl nur in des Menschen Albernheit oder Unkenntniß der Hofetikette seinen Grund hat. Ich will nur jetzt hoffen, da dieser Mensch entfernt ist, daß man auch mir wieder Ruhe gönnen, und mich meinen Kummer still tragen lassen wird.

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Dieſelbe an Dieſelbe.

St. Cloud im Junius.

So iſt es denn wahr, was ich ſo oft mit bitterm Gefühle beklagen hörte, und in der ſeligen Täuſchung einer entgegengeſetzten Erfahrung nicht glaubte: es gibt keine wahre Liebe in der Welt, keine ſtete Treue, und was die Menſchen davon fabelten, ſind ſchimmernde Blaſen, die das Gehirn der Dichter oder Romanenſchreiber aufgetrieben hat, und die vor der Berührung der Wirklichkeit zerplatzen? O Gott! Es war doch ein ſchöner Traum! Freylich nur ein Traum! Und daß er hier — gerade hier in St. Cloud zerſtört werden mußte, hier, wo jedes Zimmer, jedes Blumenbeet des Gartens, jede Laube — ach! jedes Blatt am Baume mir von jener Zeit ſpricht, wo Er in einer Liebe glühte, die ich für ewig hielt, wie die meinige — das, Honoria, ſchmerzt gar tief! —

Und doch sollte ich nicht also klagen. Es ist Selbstsucht, gemeiner Eigennutz, was mich also sprechen macht. Ich sollte mich freuen, daß der theure Freund Heilung seiner Wunden gefunden hat, ich sollte ihm, mir Glück wünschen. Ach! ich thue es ja auch, ich bezwinge mein rebellisches Herz, ich schelte es — aber es fährt fort zu bluten.

Du weißt nicht, wovon ich spreche? So höre denn!

Vor einigen Tagen, gerade als ich hier am Ufer des Teiches saß, wo ich vor zwey Jahren so oft mit ihm, der guten Scüdery, und einigen meiner Frauen gesessen war, und mich in jene Zeiten, in mein Arkadien zurückträumte, mit geschlossenen Augen die geliebte Gestalt vor meinen innern Blick zu zaubern mich bemühte, und den Klang der holden Stimme zu vernehmen glaubte, mit welcher er uns zuweilen spanische Romanzen sang, oder italienische Gedichte vorlas — da weckte ein Geräusch mich aus meinen Träumereyen; ich blickte auf, meine Frauen waren aufgestanden, Jemanden zu bewillkommnen und sich nähern zu lassen, und Des Bardes stand vor mir. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie unangenehm die eisige Gestalt des Mannes mitten in den warmen Frühling meiner wehmüthigen Erinnerungen hineintrat, und

ſein Geſicht, das nie einnehmend iſt, deutete heute auf beſondere Stürme. Mich ergriff das Alles ſehr unheimlich, ich ſah, er hatte mir etwas mitzutheilen, mir graute davor, ehe ich es vernahm. — O wie ſehr hat der Erfolg dieſe Ahnung gerechtfertiget! Ich ſtand auf unter dem Vorwand, eine Tour im Garten zu machen, Des Bardes trat an meine Seite, die Mädchen zogen ſich zurück und folgten in einer kleinen Entfernung. Was vernahm ich! O mein Gott!

Nach einer gehörig langen Einleitung, während welcher die Angſt mir die Kehle zuſchnürte, vernahm ich nun — was ich nie geglaubt, was ich noch zuweilen zu bezweifeln thöricht genug bin, wenn mein Herz ſich empört, und alle Geiſter der entflohenen ſchönen Stunden ſich um mich ſammeln: Guiche wird heirathen! — Da ſtehen die Worte, ich ſtarre ſie an, und frage mich, ob es denn möglich ſey, daß ich, daß er dahin gelangen konnte bis zu dieſem Ereigniß! —

Die Tochter der Caſtellaninn von Warſchau — ſeine Braut! O wie das zerreißend in meiner Seele widerklingt! Dieſe Braut ſoll ein ſehr hübſches, und, wie ihre meiſten Landsmänninnen, anmuthiges Geſchöpf ſeyn. Ich habe es oft gehört, daß die Pohlinnen ſehr wohl ihre Reize geltend zu

machen verſtünden. Wer weiß, welche Künſte gebraucht wurden! O pfuy! pfuy über mich ſelbſt und dieſen Zug von Neid und niedrigen Argwohn! Er hat ſich mir auch jetzt nur wieder vorgedrängt, aber er ſoll zu meiner Beſchämung ſtehen bleiben. Sonſt habe ich dieſe eigenſüchtigen Regungen niedergekämpft, ich habe geweint, gebethet. O ich habe viel in dieſen Tagen geweint! Gott wird mich ſtärken, auch dieß, das Schwerſte von Allem, zu ertragen.

Wo wandelt jetzt der Freund? Fern — fern in mir unbekannten Gegenden, umgeben von mir unbekannten Menſchen, beſeelt von einem mir fremden Gefühle, für ein mir unbekanntes Weib! Es iſt ein Abgrund von Schmerz in dieſen Gedanken. Zuweilen meine ich, es wäre mir leichter, alles zu leiden, was ich leide, wenn ich nur ſeine Umgebungen, und beſonders die kennte, die jetzt meinen Platz in ſeiner Seele einnimmt. Aber ſo iſt alles fremd, kalt, finſter, wo ich hinblicke, hindenke. O mein Gott! Wie iſt es möglich, daß Armand mir dieß thun konnte!

Der Mann muß mit einem andern Maßſtabe gemeſſen werden, als die Frau, ſagte mir Des Vardes, ſeinen Freund entſchuldigend. Das Weib gehört dem Manne an, der Mann der Welt. Sie nimmt an dieſer nur mittelbar, durch den, den ſie liebt, der für ſie ſorgt, Theil. Dem Manne iſt es

bestimmt, selbstthätig einzugreifen in das große Getriebe des Wirkens und Schaffens, er darf sich keiner entmuthigenden Leidenschaft ausschließlich hingeben; darum hat die Natur schon seine Nerven gestählt, seine Seele stark gemacht, sich aus schwächenden Banden loszureißen, wenn sie seine Thätigkeit lähmen sollten, und darum ist Wankelmuth, der bey einem Weibe zu tadeln wäre, an dem Manne zu entschuldigen, ja oft zu billigen.

Das sind recht schön gesetzte Worte, recht scheinbare Gründe. Wenn ich mit Des Vardes davon spreche, weiß er sie so zu wenden, daß ich ihm nichts mehr einwerfen kann, mein Verstand muß ihm Recht geben; aber mein Herz widerspricht, und mit tausend Stimmen ruft es in meinem Innern: Er hätte nicht sollen vergessen können!

Einige Tage später.

Mein unerbittlicher Arzt schneidet tief, bis aufs Leben in meine Wunden ein. Ich erkenne, er hat Recht, aber mein Herz blutet unaufhörlich, und mir bleibt kein anderer Wunsch, als daß es sich verbluten möge!

Des Vardes hat mich überzeugt, daß es in den gegenwärtigen Umständen nicht bloß der Schicklichkeit, sondern selbst meiner Sicherheit gemäß sey, meine Briefe — die wenigen Blätter, die Guiche vor

mir erhalten, zurückzufordern. Ich muß erkennen, daß er auch hierin Recht hat, so sehr mein ganzes Innerstes sich dagegen sträubt. Ich trug ihm also auf, die Briefe zu fordern, sobald er dem Grafen schreiben würde. Das ist aber nicht hinreichend, wie er meint; ihm allein, auf sein Wort, würden sie nicht ausgefolgt werden. Ich mußte also ein Billet schreiben — an ihn in dieser Stimmung, in dieser Angelegenheit! Eben so gern, o weit lieber hätte ich mein Todesurtheil geschrieben! — ein Billet, worin ich ihn, ohne mich, wie natürlich, über die nächste Veranlassung dieses Schrittes zu erklären, ersuche, mir die Briefe zurückzusenden, die in den gegenwärtigen Verhältnissen keinen Werth für ihn haben könnten! Jene Worte konnte ich zu unterstreichen mir nicht versagen; er mag sie sich deuten! Des Bardes lächelte halb zufrieden, halb boshaft, als ich ihm das Billet zeigte. Ganz hat es Eure Hoheit doch nicht lassen können, dem Treulosen einen kleinen Stachel ans Herz zu werfen, sagte er. Ich schwieg, und ließ ihn glauben, was er wollte.

Des Porträts machte ich keine Erwähnung. Des Bardes weiß nichts davon, so wie er auch, das kann ich aus mehreren schließen, durch Gulche nicht von Allem unterrichtet ist, was zwischen uns vorge-

gangen. Es ist natürlich. So viel Achtung und Zutrauen er auch für Des Vardes haben mag — es ist unmöglich, diesem Manne etwas mitzutheilen, was ins Gebieth der zärtlichern und zarteren Gefühle gehört. Also bleibt es Guiche freygestellt, was er mit jener goldnen Kapsel machen will. Legt er sie den Briefen bey, so weiß ich, daß auch keine Erinnerung mehr für mich in seinem Herzen spricht. Legt er sie nicht bey — o mein Gott, er kann sie auch wohl schon verloren haben! — was hat das todte Bild einer Andern für Werth neben dem lebenden liebenden Weibe, an dem er mit aller Kraft seines Wesens hängt!

Das ist der giftigste Stachel für mich, der, den diese Vorstellung enthält. Er hängt an einer Andern, sein glühendes Gefühl umfaßt eine Andere. Ich kenne sie nicht. Sie ist ein Gespenst für mich, ein schreckliches — entsetzliches! Aber der brennende Schmerz, den diese Vorstellung in mir erregt, und die Erschöpfung, welche ihm jedesmahl folgt, läßt mich doch auch hoffen, daß ich diese Qual, von der sich Niemand einen Begriff machen kann, nicht lange zu dulden im Stande seyn werde. Das ist mein einziger Trost. Lebe wohl!

Acht und zwanzigster Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

St. Cloud im Julius.

Er hat die Briefe zurückgeschickt — das Porträt nicht. Zwey Zeilen, an Des Vardes oder mich gerichtet — das ist zweifelhaft — drückten seine Bereitwilligkeit aus, den ihm zugekommenen Befehl zu vollziehen. Das war der ganze Inhalt der Sendung. Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört, und werde und will auch nichts mehr von ihm hören. Mit Andern spreche ich natürlicher Weise nicht über ihn, und Des Vardes Betragen gegen mich wird immer seltsamer, und mir immer widriger. Denke, daß er mir auch diese, meine eigenen Briefe nicht zurückgibt, unter demselben Vorwand, unter dem er die seines Freundes behielt, sie seyen sicherer bey ihm, als bey mir *).

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

Als ich erklärte, ich wäre nicht gesonnen, die meinen aufzuheben, sondern ich wollte sie vertilgen, versetzte er mit einem Lächeln, dessen Widrigkeit sich nicht beschreiben läßt: Es wäre zu viel Schade um diese Ergießungen einer treuen unglücklichen Liebe, um sie den Flammen zu übergeben; auch würden sie schwerlich brennen, indem sie Guiche zu viel mit seinen Thränen benetzt haben wird. Ich kann nicht sagen, wie dieser eben so unzeitige als rohe Spott mich verletzte — und nur das fiel mir später auf, daß er anzudeuten schien, als hätte Guiche sich schwer von den Blättern getrennt? Ach nein! Er heirathet ja eine Andere, er ist wohl schon verheirathet, wenigstens läßt es mich Des Vardes vermuthen, wenn er von ihm spricht. Dieß geschieht jetzt äußerst selten. Wozu auch? Zu hoffen, zu fürchten, zu besprechen ist nichts mehr. Ich sehe, daß Des Vardes selbst diesen Gegenstand zu berühren vermeidet, und ich thue es seit jener letzten Catastrophe nie mehr von selbst.

Etwas anderes ist, was mich jetzt oft aufmerksam macht — Des Vardes verändertes Betragen gegen mich. Seine Ungleichheit habe ich schon früher erwähnt. Sie besteht noch, aber wenn es nicht thöricht, ja lächerlich wäre, dem Verehrer der Gräfinn von Soissons, einem Manne von so viel

Geist und so genauer Kenntniß der Verhältnisse, eine unbegreifliche Schwachheit zuzutrauen, so müßte ich manchmahl glauben, er nähre Gefühle von zärtlicherer — Ansprüche von ausschließenderer Art für mich. Bey jener Geschichte mit dem Gascogner fiel es mir das erstemahl auf. Jetzt, seit des Entfernten nicht mehr zwischen uns erwähnt wird, glaube ich solche Erscheinungen öfters zu bemerken. Doch es kann ja nicht seyn.

Obwohl ich nie von Guiche zu reden anfange, höre ich doch Manches von ihm. Das französische Corps, das er befehligt, und das bestimmt ist, dem Könige von Pohlen gegen die Schweden beyzustehen, hat in einigen bedeutenden Gefechten sich sehr vortheilhaft ausgezeichnet. Johann Casimir läßt der Tapferkeit der Franzosen, und vor allem den Feldherrngaben ihres Anführers volle Gerechtigkeit widerfahren, und ehret Guiche auf alle Weise. Auch mein Schwager ist sehr zufrieden mit ihm, und sein alter Vater Grammont ganz glücklich in dem Ruhme seines Sohnes. Ich freue mich dessen im Stillen. Ich sage nichts, ich dränge die Thränen zurück, die so oft hervorzubrechen drohen, wenn ich den Helden preisen höre, in dessen Herzen ich einst herrschte, und der nun einer Andern angehört. Aber es fällt mir doch auf, daß Nie-

mand seiner Heirath erwähnt. Sollten Familienrücksichten ihn und seinen Vater bestimmen, vor der Hand noch das Geheimniß zu bewahren? Ich wage es nicht, darnach zu fragen. Das Porträt hat er nicht mit den Briefen zurückgeschickt, und der schwarzgallichte Freund hat sich über die Thränen lustig gemacht, welche diese Briefe benetzt haben mögen. Ich sammle, wie Du siehst, die Splitter meines zertrümmerten Glückes. Ein schwacher, armer Zweifel schleicht sich zwischen die tiefen Schmerzen ein, die meine Brust erfüllen, aber er dient wohl nur dazu, den fruchtlosen Kampf zu verlängern.

Neun und zwanzigster Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

Fontainebleau, im September 1669.

Nach drey Tagen, die ich im tiefsten Leid, und, um mich den lästigen Augen der Welt zu entziehen, unter dem Vorwande des Unwohlseyns einsam in meinen Zimmern zugebracht habe, ergreife ich die Feder, um Dich, Du treue Freundinn, mit dem herben Schicksal bekannt zu machen, das mich, die wohl von Kindheit auf zum Dulden geboren ist, betroffen hat. Wahrscheinlich lebt Guiche in diesem Augenblicke nicht mehr, und so entsetzlich mich diese Nachricht vor einigen Tagen ergriff, als ich sie ganz unvorbereitet während des Soupers beym Könige vernahm; so sehr ich fühle, daß mein Leben mit dem seinigen zugleich verfehrt ist, und der Tod mir jetzt als ein Befreyer erscheint; so liegt doch in den begleiten-

den Umſtänden dieſes Falles mehr als ein Grund, aus dem mein Gemüth Beruhigung, Troſt, ja Hoffnung ſchöpft. Ich will mich bemühen, Dir Alles, ſo ordentlich ich es vermag, zu erzählen.

Schon einen Tag vor jenem unglücksvollen Souper lief ein dumpfes Gerücht umher, als wären ſchlimme Nachrichten aus Pohlen gekommen, als hätten die Schweden einen großen Sieg erfochten, die Pohlniſche Armee und unſer Hülfscorps ſehr gelitten. Ich vernahm das wohl auch, mein Herz wurde bange, aber die Sache wurde ſo unbeſtimmt, ſo widerſprechend erzählt, daß ich mir ſelbſt Muth und Unglauben zuſprach.

Am dritten Tage nun, bey einem glänzenden Feſte, wo der ganze Hof zugegen war, erſchien der König mit etwas verfinſterter Miene. Wir bemerkten es wohl Alle, aber Niemand wagte zu fragen. Er hatte die Depeſchen eben erhalten, wie er aus ſeinem Zimmer trat, um ſich in den Tafelſaal zu verfügen. Beym Souper, nachdem die Unterhaltung minder lebhaft als ſonſt geführt worden war, vernahm ich, wie Anna von Öſterreich ihren Sohn leiſe fragte, ob etwas Unangenehmes vorgefallen ſey, er ſcheine minder heiter als ſonſt? Da winkte der König ihr zu, und ſich mehr gegen die Anweſenden wendend

Henriette v. Engl.

Es ist unnütz, länger ein Geheimniß aus einer Sache zu machen, die in Kurzem allgemein bekannt seyn wird. Jenes Gerücht, das durch Handelsbriefe schon gestern verbreitet war, hat sich leider bestätigt. Die Pohlnische Armee hat eine schreckliche Niederlage erlitten. Man glaubt, es sey Verrätherey im Spiele gewesen. Wie dem immer sey, der König ist sehr zu beklagen, denn seine Aussichten auf Ruhe und Sicherheit sind nun zerstört, oder wenigstens auf lange hinaus geschoben. Aber wir sind nicht minder zu beklagen, denn auch unser Corps hat erstaunlich gelitten, und viele Familien werden jetzt gekränkt seyn. Es ist fast kein Offizier von den Unsrigen, der nicht verwundet wäre, oder seinen Ruhm mit seinem Leben bezahlt hätte; denn gefochten haben meine Leute wie Löwen, wie echte Franzosen, und ihr Anführer, Graf Guiche, soll Wunder der Tapferkeit gethan haben *).

Während der König dieß erzählte, und alle Anwesenden mit gespannter Aufmerksamkeit ihm zuhörten, fühlte ich mich von unbeschreiblicher Angst ergriffen, und ich wäre, hätte Jemand das Wort an mich gerichtet, nicht im Stande gewesen, eine Sylbe vorzubringen. Zu meinem guten Glücke aber

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

war Alles so beschäftigt mit dem, was der König sagte, daß mein Zustand der allgemeinen Aufmerksamkeit entging. Dieß war um so tröstlicher für mich, da nun Erläuterungen folgten, die vernichtend auf mich wirkten.

Jemand, ich weiß nicht mehr, wer? fragte zuerst, ob man die Nahmen derjenigen wisse, die geblieben sind? Der König zog hierauf einen Brief aus der Tasche, und las fünf bis sechs Nahmen von Offizieren aus bedeutenden Häusern. Zum Glücke befand sich Niemand unter dieser Zahl, der Einen von den Gästen näher anging. Und Graf Guiche? hörte ich nun die Königinn fragen.

Der ist schwer verwundet, antwortete der König: Er hat eine ungemeine Bravour bewiesen, seiner Entschlossenheit und geschickten Führung ist es zuzuschreiben, daß der König von Pohlen der Gefahr entging, in die Hände seiner Feinde zu fallen.

Nun mischte sich auch Monsieur ins Gespräch, und die alte Zuneigung für den ehemahligen Liebling schien sich in seinem Herzen zu regen. Er fragte angelegentlich nach allen nähern Umständen, und meine bekümmerte Seele wußte ihm doppelten Dank für diese schöne Wärme. Denn erstlich ehrte er den Freund damit, und verschaffte mir die

Kenntniß all meines Jammers, aber auch eine geheime Tröſtung. Mit militäriſcher Genauigkeit wurde nun theils vom König, theils von ein Paar Marſchällen, die ebenfalls Briefe erhalten hatten, die ganze Schlacht beſchrieben, alle merkwürdigen Bewegungen, Waffenthaten u. ſ. w. Aus allen ging der Ruhm des Freundes hervor. Er aber, ſo ſagte der Bericht, habe mit mehr tollkühner Tapferkeit, als eigentlich einem Befehlshaber zieme, ſich mitten in das gefährliche Gedränge gewagt, ja mit einer Art von heroiſcher Verzweiflung, (das iſt der Ausdruck des Berichterſtatters), dadurch aber auch den König gerettet, doch nur mit Gefahr des eigenen Lebens. Eine Kugel habe ihm die rechte Hand zerſchmettert, und ein Lanzenſtoß, der ſeine Bruſt getroffen, würde ihn unfehlbar durchbohrt und getödtet haben, wenn die Gewalt desſelben ſich nicht zum Theil an einer goldenen Kapſel gebrochen hätte, die der Graf auf der Bruſt trug *) Aber auch ſo ſey die Wunde, und beſonders der Ort derſelben ſo bedeutend, daß des Grafen Leben in Gefahr ſtehe, und die Ärzte wenig Hoffnung gäben.

Das Alles hörte ich um mich und neben mir

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

erzählen, und mit mehreren Fragen unterbrechen — von wem? wie? kann ich nicht sagen. Es flirrte mir vor den Augen, meine Sinne drohten alle Augenblicke zu schwinden, und ich hatte alle meine Kräfte nöthig, um mich aufrecht zu erhalten, und so manchem schadenfrohen Blicke, deren ich genug um mich wußte, nicht das Schauspiel einer Ohnmacht zu geben.

Endlich war das Gespräch zu Ende, das mein Innerstes aufs heftigste erschüttert hatte. Das Schicksal Johann Casimirs und andere politische Betrachtungen beschäftigten die Gesellschaft, und zwar so lebhaft, daß mein Zustand ihren Bemerkungen entging, und ich ungestört auf mein Zimmer gelangte, wo denn tausend Gedanken, Schmerzen, Hoffnungen und Angst meine Seele die ganze Nacht in der größten Bewegung erhielten. Gar wohl hatte ich, so wie der betäubende Schreck vorüber war, aufgemerkt, ob Niemand der Trauer, der Angst seiner Braut oder Gemahlinn und ihrer Familie erwähnen würde. Dieß Verhältniß schien gänzlich unbekannt oder unbeachtet. Und er hatte mit verzweifelndem Muthe gekämpft? Er, der glückliche Bräutigam, oder junge Gemahl? U er hatte eine goldene Kapsel auf der Brust

tragen, die vielleicht sein Leben rettete? O mitten in meiner Bekümmerniß um ihn, in meinem tiefsten Schmerz, drängten jene Betrachtungen sich immer wieder vor. Dann aber fiel mir schreckend ein: Wie, wenn jene Heirath zurückgegangen wäre, wenn er darum den Tod gesucht, wenn es das Bild der verlornen Braut gewesen, was seiner treuen Brust zum Schilde diente? — Treu? — Nicht doch!

Ach, ich darf ihn ja keiner Untreue zeihen! Von mir hatten ihn Pflicht und Vernunft getrennt. Er durfte, ja er mußte mich vergessen. O wenn er stirbt, wenn er jetzt vielleicht schon geendet hat, dann schwinge seine schöne Seele sich rein zum Himmel auf. Ich klage ihn nicht an. Wenn er sein Herz von mir losgerissen hat, so hat er nur gethan, was ich von ihm verlangen, für ihn vom Himmel erbitten mußte. Und es sey nun mit seiner vorgeblichen Heirath, wie immer beschaffen, dort weiß er nun Alles, er sieht mein Herz, er harrt meiner. Dort dürfen wir uns lieben, und so erscheint, nachdem die erste Wirkung des Schmerzens vorüber ist, der Gedanke an seinen Tod mir nicht so schreckhaft. Tancred ist seiner armen Chlorinda dießmahl vorangegangen.

Dreyßigster Brief.

Die Gräfinn von Soissons an den Marquis des Vardes.

Paris, im September.

Gesteht, Marquis, daß Ihr ein Glückskind seyd, wie Wenige, und wagt es künftig nicht mehr, mich mit Euren schwarzgallichten Klagen über die Ungerechtigkeit des Geschickes, das überall die Leute von Verdienst verfolge, und die Thoren begünstige, zu langweilen. Dasmahl ist doch die Thorheit auffallend gestraft, und gelegener hätte für Euch nichts kommen können, als jenes Gefecht, das euch aller Wahrscheinlichkeit nach für immer von einem lästigen Nebenbuhler befreyt, der, wenn er auch nicht stirbt, doch durch Wunden und Verstümmelung aufhören muß, Euch bey der Angebetheten gefährlich zu seyn.

Diese Angebethete wird zwar im Anfange, des Wohlstandes wegen, ein wenig die Betrübte spielen müssen, denn sonst möchten die verblendeten

Verehrer alle zuſammen an der Zartheit ihrer Empfindungen Zweifel bekommen. Endlich aber wird man die unbequeme Traurigkeit ablegen, wie ein abgenütztes Kleid, und wacker auf dem Wege fortſchreiten, den man unter Eurer klugen Leitung ſchon eine Weile geht, auf dem Wege der Vergeſſenheit des alten, und des Geſchmackes für den neuen Liebhaber, der trotz ſeines Verſtandes eben ſo thöricht verliebt iſt, wie jener, aber vor jenem ein Paar geſunde Hände voraus hat. Was ſollen alle dieſe Grimaſſen von Pflichtgefühl, Entſagung, Unterordnung unter des Königs Geboth, den Geliebten nicht mehr zu ſehen? Wer wird ſo albern ſeyn, ihr das aufs Wort zu glauben? Und doch gibt es Menſchen, die ſich von allen dieſen ſchönen Worten täuſchen laſſen. Leider ſteht der König an ihrer Spitze, und ſelbſt die Geſchichte mit der Zigeunerinn hat ihm die Augen noch nicht vollſtändig geöffnet. Doch was ſage ich? Ihr ſelbſt ſeyd ja verblendet oder verliebt genug, um zu glauben, daß ſie nicht früher von der Mummerey unterrichtet war. Aber ſo muß man ſeyn, wie dieſe Engelländiſche Henriette, ſo die Sanfte, die Dulderinn, die Zartfühlende, von jedem rauhen Hauche Verletzte zu ſpielen wiſſen, dann führt man Euch Männer am Zauberbande, wohin man will. Lebt wohl!

Ein und dreyßigster Brief.

Der Marquis Des Vardes an die Gräfinn von Soiſſons.

Paris, im September.

Ihr zürnt, ſchöne Frau? — Ihr macht mir den Krieg? Wie ſo ganz unbillig! Ich bin nicht ſo glücklich, aber auch nicht ſo thöricht, wie Ihr glaubt. Ich ſehe klar. Das iſt nicht die bloße Beobachtung geziemender Traurigkeit bey der Nachricht von dem Tode eines ehemahligen Geliebten. Das iſt mehr! Durch drey Tage ſieht ſie Niemand. Niemand, ſelbſt ich werde nicht vorgelaſſen. Ich habe mich jeden Tag mehrmahl an ihrer Thüre eingefunden, und bin abgewieſen worden. Faßt Ihr das? Ich, der, wenn auch der Verſtorbene noch einen bedeutenden Platz in ihrem Herzen einnahm, doch ſein Freund, ihr Vertrauter, der Einzige war, durch den ſie das erhi

Neun und zwanzigster Brief.

Dieſelbe an Dieſelbe.

Fontainebleau, im September 1669.

Nach drey Tagen, die ich im tiefſten Leid, und, um mich den läſtigen Augen der Welt zu entziehen, unter dem Vorwande des Unwohlſeyns einſam in meinen Zimmern zugebracht habe, ergreife ich die Feder, um Dich, Du treue Freundinn, mit dem herben Schickſal bekannt zu machen, das mich, die wohl von Kindheit auf zum Dulden geboren iſt, betroffen hat. Wahrſcheinlich lebt Guiche in dieſem Augenblicke nicht mehr, und ſo entſetzlich mich dieſe Nachricht vor einigen Tagen ergriff, als ich ſie ganz unvorbereitet während des Soupers beym Könige vernahm; ſo ſehr ich fühle, daß mein Leben mit dem ſeinigen zugleich verſehrt iſt, und der Tod mir jetzt als ein Befreyer erſcheint; ſo liegt doch in den begleiten-

den Umſtänden dieſes Falles mehr als ein Grund, aus dem mein Gemüth Beruhigung, Troſt, ja Hoffnung ſchöpft. Ich will mich bemühen, Dir Alles, ſo ordentlich ich es vermag, zu erzählen.

Schon einen Tag vor jenem unglücksvollen Souper lief ein dumpfes Gerücht umher, als wären ſchlimme Nachrichten aus Pohlen gekommen, als hätten die Schweden einen großen Sieg erfochten, die Pohlniſche Armee und unſer Hülfscorps ſehr gelitten. Ich vernahm das wohl auch, mein Herz wurde bange, aber die Sache wurde ſo unbeſtimmt, ſo widerſprechend erzählt, daß ich mir ſelbſt Muth und Unglauben zuſprach.

Am dritten Tage nun, bey einem glänzenden Feſte, wo der ganze Hof zugegen war, erſchien der König mit etwas verfinſterter Miene. Wir bemerkten es wohl Alle, aber Niemand wagte zu fragen. Er hatte die Depeſchen eben erhalten, wie er aus ſeinem Zimmer trat, um ſich in den Tafelſaal zu verfügen. Beym Souper, nachdem die Unterhaltung minder lebhaft als ſonſt geführt worden war, vernahm ich, wie Anna von Öſterreich ihren Sohn leiſe fragte, ob etwas Unangenehmes vorgefallen ſey, er ſcheine minder heiter als ſonſt? Da winkte der König ihr zu, und ſich mehr gegen die Anweſenden wendend, fuhr er fort:

richten von dem Unglücklichen habe, und ich beſchloß, ihn zu ſehen. So bald es ſchicklich war, empfing ich ihn. Er trat ein. Seine Züge hatten heute einen beſonders unangenehmen, ich möchte ſagen entrüſteten Ausdruck. Er fragte mich nach meinem Befinden und äußerte ſein Befremden darüber. Welcher Urſache, fragte er mit ſpitzem Tone, läßt ſich dieß plötzliche Unwohlſeyn zuſchreiben, da Ew. Hoheit beym Souper des Königs noch ganz geſund, und am folgenden Morgen bereits außer Stande waren, Beſuche anzunehmen? Ich wurde jedesmahl abgewieſen.

„Das thut mir leid, aber es konnte nicht anders ſeyn. Ich ſah Niemanden.“

Und was war denn wohl der Grund jener Krankheit? wiederhohlte er.

Ich ſah ihn an, ohne zu ſprechen. Es ſchien mir ein Leichtes für ihn, ſich dieſe Frage ſelbſt zu beantworten.

Es gefällt Ew. Hoheit nicht, ſich zu erklären, begann er mit kaum verhehlter Heftigkeit: Aber ſie hat, ohne es zu wollen, ſich eben dadurch ganz deutlich ausgeſprochen.

„Ich verſtehe Euch nicht recht.“

Es iſt ja klar, rief er, daß nur jene Unglücksbothſchaft Eure Geſundheit ſo gewaltig erſchüttert hat.

„Wenn Ihr das vermuthet, Marquis, so war Eure Frage überflüssig.“

So ist es denn wahr? rief er ausbrechend: Dieß Herz liegt noch immer in den alten Banden, und keine Zeit, keine Trennung, ja selbst der Tod hat sie nicht lösen können!

„Er ist also schon todt?“ fragte ich erschrocken: „Ihr habt Nachricht?“

Keine unmittelbare, erwiederte er hämisch; indessen ist nicht daran zu zweifeln, und während wir hier sprechen, liegt er in pohlnischer Erde —

Diese Vorstellung ergriff mich gewaltsam, und meinem frühern Vorsatz zum Trotz, vor Des Bardes meinen Schmerz nicht zu zeigen, brach ich in Thränen aus.

Er sah mich wild an, dann sprang er auf: Das ist zu viel! Ich soll Zeuge Eurer Thränen um einen Andern seyn? Ihr muthet mir diese zahme Geduld zu?

Diese Worte, welche der Zorn ihm entriß, ließen mich wie ein jäher Blitz in die Tiefe seines Herzens blicken, und erhellten Vieles, was mir früher dunkel gewesen war. Der Schrecken, den ich über diese Entdeckung empfand, machte meine Thränen auf der Stelle vertrocknen. Ich starrte ihn an und sagte gefaßt, aber sehr ernst: Wie versteh' ich das,

Marquis? Ihr seyd Guichens Freund, und waret, so lange er entfernt ist, unser Vertrauter; sonst glaube ich Euch keine Ansprüche eingeräumt zu haben.

Jetzt stürmte, möchte ich sagen, seine Leidenschaft hervor, um so wilder, als sie lange strenge und gänzlich beherrscht worden war. Ich erkannte mit Schrecken, daß dieser Mensch mich liebte, ich konnte aus dem, was seine tobende Empfindung ihn sagen machte, schließen, daß er mich geliebt, seit er sich an unserm Hofe hatte aufführen lassen, das ist, seit Guiche selten oder gar nicht mehr kam, daß er sogleich verbrecherische Hoffnungen und Absichten genährt, und daß er, weil ich seines Freundes gegen ihn wenig, und in der letzten Zeit gar nicht mehr erwähnte, fest geglaubt hatte, daß meine Neigung für ihn erkaltet sey.

Diese unselige Entdeckung machte mir den Mann, zu dem ich nie Zutrauen fühlte, schrecklich. Du kannst Dir keinen Begriff von der Widrigkeit des Ausdruckes machen, den seine Züge, ja seine ganze, im Grunde nicht häßliche Gestalt, in dieser Verzerrung einer wilden Leidenschaftlichkeit annahmen. Der Eindruck, den er ouf mich machte, war Abscheu und Furcht, und ich vermochte den Strom seiner hervorsprudelnden Klagen, Vorwürfe und Ausfälle kaum

hier und dort mit einigen Worten zu unterbrechen. Doch auch dieß Wenige hatte hingereicht, ihn von dem Stande meiner Gesinnungen gegen ihn, und von der Hoffnungslosigkeit seiner Liebe zu überzeugen. Seine Heftigkeit steigerte sich immer mehr, und er rief zuletzt: Hoffet nicht, gnädige Frau, daß Guiche etwas von dem ahne oder glaube, was Ihr so glühend für ihn fühlt. Er hält Euch für ungetreu, und wenn er jetzt todt ist, wie ich nicht anders vermuthe, so ist er mit diesem Stachel in der Brust gestorben. Und das ist mein Werk! Er verneigte sich bey diesen Worten rasch, und war fort —

Ich blieb eine Weile wie betäubt stehen, nachdem er sich schon entfernt hatte, und erst nach mehreren Minuten vermochte ich es, mich zu sammeln, zu überdenken, was ich vernommen, und aus diesen verworrenen Begriffen herauszulesen, was mir zur Erklärung des Vergangenen und zur Richtschnur für die Zukunft dienen konnte.

Daß er wie ein böser Dämon zwischen mir und seinem Freunde geschäftig gewesen, ging klar aus seinen letzten Worten hervor, und hatte er dem Unglücklichen Zweifel an meiner Treue beygebracht, so lag die Vermuthung, ja ich möchte sagen die Gewißheit, nahe, daß auch ich getäuscht worden, und die Nachricht von Guiche's Heirath erfunden war,

um unſere Herzen zu trennen. Dieſe Betrachtung, welche ihre ſtillberuhigende Kraft immer mehr und mehr in meiner Seele ausbreitete, gab mir zuletzt eine innere Tröſtung, eine heitere Ergebung in den Willen der Vorſicht. Gefällt es ihr, des theuern Freundes Leben zu erhalten, ſo wird es uns beyden leicht ſeyn, uns gegenſeitig über unſere wahren Geſinnungen zu verſtändigen, und die ſüße Gewißheit zu bewahren, daß, wenn auch durch weite Räume und ſtrenge Pflichten hienieden getrennt, unſere Seelen ſich angehören. Hat aber Gott bereits über den unglücklichen Freund verfügt, ruht die ſchöne Hülle in fremder Erde, ſo ſieht der befreyte Geiſt jetzt klar, er weiß, wie treu ich ihm geweſen, und daß ſelbſt der Tod keine Scheidewand für verbundene Seelen iſt.

Daß ich Des Bardes, nachdem er es ſich erlaubt, ſeine Empfindungen auf ſo ungeziemende Weiſe gegen mich zu äußern, nicht mehr ſehen kann, iſt natürlich. Ich habe meinen Leuten ſtrenge verbothen, ihn zu melden. Er ſoll wüthend ſeyn über dieß Verboth, das ihn vor dem ganzen Hof beſchämt, ohne daß man errathen kann, warum? Vermuthen mag es wohl Mancher, auch mißverſtehen und mich verkennen. Des Bardes iſt nicht zu gut dazu, ſich eines glücklichen Erfolges ſeiner

Bewerbungen, den er ja mit eben so viel Anmaßung als Verblendung bey mir voraussetzte, auch bey Andern gerühmt zu haben.

Ich kann dem thörichten Geschwätze nicht wehren, weil ich es nicht kenne, aber ich darf mit Grund hoffen, daß mein festes und consequentes Betragen gegen den übermüthigen Intriguant mir Ruhe von seiner Seite, und endlich auch bey der Welt die gehörige Anerkennung verschaffen wird.

Eins übrigt mir noch zu thun. Unter diesen Umständen darf die Correspondenz zwischen mir und dem vielleicht schon verklärten Freunde nicht mehr in so unwürdigen Händen bleiben. Ich bin es mir, ich bin es meinem Freunde schuldig, dessen Bild, seit jene Scene mit Des Vardes den letzten Schleyer des Verdachtes von Wankelmuth davon abgestreift hat, wieder in seinem hellsten Glanze vor mir strahlt. Ob von dieser Erde, ob dorther aus einem Sterne — ist das nicht für hoffnungslos Getrennte beynahe dasselbe?

Drey und dreyßigster Brief.

Dieſelbe an Dieſelbe.

Palais-Royal, im October.

Er lebt, er iſt mir, ſeinen bekümmerten Ältern, der Welt, die ſo viel Anſpruch an ſeine Kräfte hat, erhalten. Vor einigen Tagen kam dieſe frohe Bothſchaft. Die Gefahr für ſein Leben iſt vorüber, aber er ſoll noch ſehr matt ſeyn, und leider! wird er ſeine rechte Hand nie mehr gebrauchen können. Das iſt ein ſchwerer Verluſt für einen jungen Mann in Mitte einer glänzenden Laufbahn. Doch weil er nur lebt! Und wenn er auch nicht mehr ſchreiben kann — eine Truppe befehligen kann er doch, und ſeine Ältern und ſeine Freunde lieben, und ihr Troſt, ihr Stolz ſeyn! Und mich? O ja, er liebt mich noch, ich weiß es. Es erhebt ſich die Stimme wieder mächtig in meiner Bruſt, die mir zuruft, daß uns Beyde keine Macht der Welt trennen kann.

Sie ließ sich immer hören, selbst damahls, als der boshafte Des Vardes mir die Kunde von seiner vorgeblichen Heirath brachte. Ich glaubte nur so lange daran, als der erste Schrecken währte. Dann erhoben sich sogleich Zweifel. O ich konnte ja nicht glauben, daß in seinem Herzen ein anderes Bild wirklich Platz habe. Das meine hat ja dieses Herz geschützt, es hat sein Heiligthum vertheidigt. Er lebt, weil er treu blieb.

Meine Briefe habe ich noch nicht wieder. Des Vardes ist abgereiset — wohin, weiß man nicht — und wird erst in acht Tagen zurückerwartet. Das ist eine neue Anmaßung und Bosheit von ihm; denn das Billet, welches sie zurückforderte, hat er erhalten, statt der Antwort und Auslieferung aber sich in den Reisewagen gesetzt. Kann man impertinenter seyn?

Vier und dreyßigster Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

Palais-Royal im November.

Nein! es gibt keinen boshafteren und ränkesüchtigeren Menschen, als diesen unseligen Des Vardes, den ich nur zu meinem Unglücke kennen gelernt habe. Stelle Dir vor, er schlägt mir geradezu die Ablieferung der Briefe ab, die er von Guiche und mir besitzt *), ja, seine Frechheit geht so weit, daß er mir zu schreiben wagt: diese Briefe seyen ein wichtiges Unterpfand, dessen er sich zu entäußern nicht so thöricht seyn würde. Wollte ich sie besitzen, so sollte ich den Bann auf der Stelle aufheben, der ihn von mir entfernt, ihn wie vordem empfangen, und nicht unnützer Weise die Grausame gegen ihn spielen, so lange er ein Mittel, mich in der Mei-

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

nung meines Gemahls und des Königs zu stürzen, in seiner Macht habe. Er wolle aber noch einmahl den Weg der Güte versuchen. Er schildert hierauf seine Leidenschaft für mich, sein Unglück, seine Verzweiflung, wenn ich auf meinem Vorsatz beharre, ihn so kalt und abweisend zu behandeln. Hinter allen diesen Ergießungen einer verhaßten Zärtlichkeit lauert aber die Drohung, die Briefe dem Könige oder Monsieur auszuliefern, und mich, wenn er nicht in meinem Herzen herrschen könne, zu verderben.

Ich war ganz betäubt, als ich diesen Brief gelesen hatte. Welche Bosheit, welche Rachsucht, und welches Gewebe von abscheulicher Falschheit offenbaret sich in diesem Schreiben und in seinem ganzen Benehmen! Sicher war Er es, der allen den Verrath spann, womit ich mich seit langem umgarnt fühlte. Es war seine Absicht, die Briefe des unglücklichen Freundes aus den Händen der Montalais in die seinigen zu bringen; deßwegen wurde eine Art von Komödie mit mir gespielt, und die Lüge wegen Guiche's Heirath ersonnen, um mein Herz von ihm zu wenden, und dieser Briefe habhaft zu werden. Ich stehe verwirrt und angstvoll da, und weiß mir keinen Rath, um zwischen den zwey verhaßten Äußersten durchzu-

kommen, entweder dieſen Des Vardes, den ich eben ſo ſehr fürchte als verabſcheue, um mich zu dulden, oder wenn ich ihm zeige, was ich von ihm denke, zu erwarten, was ſeine Rachſucht über mich verhängt.

Noch ein Gedanke iſt, der mich ſeitdem quält. Wer weiß, was er dem unglücklichen Freunde für Lügen über mich geſchrieben hat! Ich habe alle Urſache zu glauben, daß Guiche mich für treulos hält, und daß der Schmerz darüber ihn in den Tod gejagt hatte, dem er nur durch ein Wunder der Liebe entging. Traurig iſt ſein Loos auf jeden Fall. Die neueſten Nachrichten ſprechen wohl von ſeiner gänzlichen Herſtellung; aber eine tiefe Melancholie ſoll ihn beherrſchen, und wenn ich mir auch kaum mehr, nach allem Gift, welches dieſer Des Vardes zwiſchen uns geſäet hat, ſchmeicheln darf, daß die Trennung von mir einigen Antheil an dieſer Stimmung habe, ſo iſt ſeine Verwundung genug, um ihn düſter zu machen. Zwey Finger ſind verloren. Er hat die rechte Hand erhalten, doch ſoll ſie ſteif und unbrauchbar ſeyn. Welches traurige Loos! Und was ſteht mir noch bevor, wenn Des Vardes auf ſeinen feindſeligen Vorſätzen beharrt!

Fünf und dreyßigster Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

Palais-Royal im November.

Wünsche mir Glück! Ich habe ein kühnes Wagestück ausgeführt, es ist über alle Erwartung gelungen, und ich kann nichts anders glauben, als daß Gott selbst, den ich in meiner Angst recht innig angerufen, mir den Gedanken eingegeben hat. Höre nun!

Des Bardes gab sein gottloses Spiel, das er mit mir angefangen, nicht so bald verloren. Daß ich ihm nicht geantwortet, versteht sich; aber er schrieb mir Brief an Brief, und in meiner Angst vor der Macht seiner Bosheit wagte ich es nicht, wie ich gern gethan hätte, sie uneröffnet zurückzusenden. Ich las sie durch, und schöpfte doch eine große Beruhigung aus dem Umstande, daß der vorgeblichen pohlnischen Heirath nirgends erwähnt war, obwohl er manchmahl seines verrathenen

Freundes mit hämischen Ausdrücken gedenkt. Überhaupt spricht sich ein wildes und dabey listiges Gemüth in seinen Briefen aus.

Als er merkte, daß er mit seinem Schreiben an kein Ziel kam, und wir wieder hierher gekommen waren, wo ihm vielleicht die Wege durch die Gallerien und Säle besser als in Fontainebleau bekannt waren, oder wo er für sein Geld dienstbare Helfer fand, begegnete er mir zu meinem großen Schrecken, als ich eben vor einigen Tagen ganz allein durch die innern Gemächer zur Königinn hinüber gehen wollte, in einer Gallerie. Ich wollte auf der Stelle umkehren. Er aber vertrat mir kühn den Weg, warf sich zu meinen Füßen, und sprudelte nun alle Ergießungen einer wüthenden Leidenschaft und allen Zorn gekränkter Eigenliebe gegen mich heraus. Zuweilen stieg der Gedanke in mir auf, ob nicht alles, was er von seiner Liebe, seinem Schmerz und seiner Verzweiflung vorbrachte, bey diesem Manne, der so fein zu betrügen, und so kühn zu lügen weiß, Verstellung sey? Aber ein Blick auf seine zerstörten Züge, auf die heftige Erschütterung seines Innern, die sich in den Augen, der Stimme, der ganzen Haltung kund gab, schien mir doch für die Wahrheit seines Gefühls zu bürgen, und ich gestehe Dir, daß ich, die

ja so gut weiß, wie schmerzlich eine hoffnungslose Leidenschaft quält, nicht umhin konnte, in einzelnen Augenblicken eine Regung von Mitleid zu fühlen. Diese wich aber sogleich dem Abscheu und der Angst vor seinen Drohungen; denn er wiederhohlte mündlich, was er mich in jedem Briefe fürchten ließ, nähmlich, daß er die Briefe Monsieur oder dem König ausliefern werde. Zugleich zitterte ich vor der Möglichkeit, daß uns hier, unweit der Zimmer der Königinn, jemand von ihren Leuten überraschen könnte. Meine Angst war unbeschreiblich, ich bethete zu Gott, er möchte mich nicht verlassen. Da fiel mir plötzlich in der höchsten Noth ein Rettungsmittel ein. Wie ein jäher Blitzstrahl erhellte er das Dunkel, das in meiner Seele herrschte. Ich faßte mich schnell: der Betrüger werde betrogen! dachte ich, legte einige Freundlichkeit in meine Mienen, und sagte ihm: Hier wäre der Ort nicht zu Erklärungen, die auf jeden Fall Zeit brauchten. Ich sähe ein, daß seine Empfindungen Rücksicht und Schonung verdienten. Jetzt aber müßte ich auf seiner augenblicklichen Entfernung bestehen. Übermorgen werde er Antwort von mir erhalten.

Übermorgen erst? rief er, indem er wild aufsprang: Warum erst übermorgen? Warum nicht heute? Warum nicht jetzt? Ich bin zu erschüttert,

erwiederte ich, (und wahrlich mein Zittern und meine Bläſſe mußten dieß Vorgeben bezeugen). Ich muß mich ſammeln und überdenken, was zwiſchen uns künftig feſtgeſtellt werden kann. Nach dem, was bereits vorgegangen, und was der ganze Hof weiß, läßt ſich nicht, wie Ihr ſelbſt erkennen werdet, ſogleich in die alte Bahn einlenken.

Er ſah mich mißtrauiſch an und ſchwieg; aber als ich Miene machte, fortzueilen, weil ich dieß Geſpräch durchaus nicht zu verlängern willens war, unterſtand er ſich meine Hand zu faſſen, und ſagte mit einem jener furchtbaren Blicke, die mich ſchon oft an ihm erſchreckt: Alſo übermorgen! Eure Hoheit nimmt entweder meinen Beſuch ohne alle weitere Umſtände an, oder die Briefe wandern in des Königs Hand! Ich riß meine Hand von dem Ungezogenen los, und eilte fort, er aber ſchickte mir ein grinſendes Lachen nach, und verſchwand durch eine Tapetenthüre, deren Daſeyn ich nicht gekannt.

Es war nicht möglich in der Gemüthsverfaſſung, in welcher ich mich befand, den beabſichtigten Beſuch abzulegen. Ich kehrte in mein Apartement zurück, überdachte nochmahls, was mir als einziges, obwohl gefährliches Rettungsmittel erſchienen war, und da, trotz all meines Sinnens mir nichts klügeres beyfallen wollte, die Zeit drängte, und je-

ner Unwürdige ſeine Drohung jede Stunde ausführen konnte, ſo faßte ich Muth, ſchrieb einen Zettel an Se. Majeſtät, und bath ihn, mir eine Stunde zu benennen, wo ich ihn ungeſtört in einer ſehr wichtigen Angelegenheit ſprechen könnte. Mein Entſchluß ſtand feſt. Mit jenem Ungeheuer von Menſchen mußte jeder Verkehr abgebrochen, und meine Sache gleichſam unter höhern Schutz geſtellt werden. Von Guiche war ich durch des Königs Ausſpruch und mein Verſprechen getrennt. Was konnte endlich daraus ſchlimmeres entſtehen, wenn Ludwig, der treue Jugendfreund, unſere Briefe las? Ich hatte mich ihrer auf keine Weiſe zu ſchämen, ſie enthielten nichts als die Ergießungen einer ſchuldloſen Neigung, welche bereit ſtand, ſich der Pflicht aufzuopfern. Aber nicht durch jenen Böſewicht, durch mich ſelbſt ſollte ſie der König erhalten. Das Opfer ſollte freywillig ſeyn, und mir des Monarchen, des theuern Verwandten, Schutz und Hülfe erwerben.

Das Billet war keine halbe Stunde fort, und ich ging eben noch Alles wohl überdenkend, was ich dem Könige ſagen wollte, wenn er mich rufen laſſen würde, auf und ab, als die Thüre meines Kabinettes aufging, und Ludwig eintrat.

Ich erſchrack, ich kann es ſagen. Ich hatte es nicht ſo ſchnell erwartet, meinen Richter — denn das

wollte ich ihn ja selbst machen — vor mir zu sehen. Indessen erhob sich mein Muth an seiner zuvorkommenden Freundlichkeit. Ihr habt mich rufen lassen, liebe Schwägerinn, sagte er, indem er meine Hand faßte; ich komme, Eure Befehle zu vernehmen.

Das, Sire, würde ich nie gewagt haben, erwiederte ich mit Ehrfurcht, und wenn Eure Freundschaft gleich oft meine Wünsche überflügelt hat, so weiß ich zu gut, was ich meinem Monarchen schuldig bin.

Nun, laßt das! Setzen wir uns, und kommen wir zur Sache! erwiederte er, und führte mich zum Sopha, wo er neben mir Platz nahm. Ich fing an, aber es brauchte eine Weile, und des Königs ganze Güte, um ihm die wahre Lage und den Gang der Dinge zu schildern, von dem Augenblicke an, wo ich durch sein strenges Verboth, den Grafen zu sehen, und Monsieurs auffallende Liebe zur Valentinois bewogen wurde, Guiche's Briefe zu beantworten; dann den Besuch der Zigeunerinn; meine Unwissenheit in Rücksicht dieses Wagnisses; die kränkende Entfernung der Montalais, und endlich Des Vardes Ränke, um die Briefe von ihr sowohl als vom Grafen selbst, in seine Hände zu bekommen. Hier sah ich zuweilen eine seltsame Bewegung um des Königs Lippen spielen; als ich nun auf Des Vardes letztes unverschämtes Betragen, seine

Drohungen und meinen Entschluß kam, die Briefe und die Entscheidung unseres Schicksales der Gnade des Königs anheim zu stellen, da verbreitete sich ein gütiges Lächeln über dessen Züge, und er sagte: Ihr thut sehr wohl daran, liebe Schwägerinn, diese Sache mir zu übergeben. Euer Zutrauen ehret mich, und es soll euch nicht gereuen. Ihr waret in sehr schlimmen Händen, und auf einem Abhange, der Euch ins Verderben reissen mußte, wenn Ihr diesen Ausweg nicht ergriffet.

Ich sah den König an, und mochte Bestürzung und Verwunderung in meinen Mienen ausdrücken: denn für so gefährlich hatte ich meine Lage nicht gehalten.

Er eröffnete mir nun das Verständniß der ganzen Absichten und Bosheiten dieses Des Vardes. Er war mein und Guiche's Beobachter und Verräther gewesen, von dem Augenblicke an, wo jener in arglosser Freundschaft ihn selbst an meine Seite gestellt, ihn zu unserm Vertrauten gemacht, und sich einen unseligen Nebenbuhler an ihm erzogen hatte. Durch ihn und mit Hülfe der Gräfinn von Soissons, welche mich längst haßt, weil sie sich einbildet, des Königs Vertrauen durch mich verloren zu haben, wurde Monsieur, der König, und die Königinn Mutter von allen Schritten unterrichtet, die wir arglos

thaten. Durch ihn wurde Monsieur zuerst auf unser Verhältniß, das seiner Beobachtung bis jetzt entgangen war, aufmerksam gemacht, und jene erste widrige Scene herbeygeführt; durch ihn wurde der Graf in seinem Vorhaben, in den Krieg zu ziehen, bestärkt, statt, wie ich wünschte, davon abgehalten zu werden; durch ihn erfuhr man zwey Stunden, nachdem der Unglückliche in seiner gewagten Verkleidung bey mir erschienen war, die ganze Sache, und alles, was er mir von Guiche's Vermählung und von den Nachstellungen, welche die Montalais im Kloster erfahren haben sollte, erzählt hatte, war rein Erdichtung und Lüge gewesen, womit er mich zu den Schritten bestimmt hatte, welche in seinen Plan gehörten.

Ich hörte dem König mit immer steigender Bestürzung zu, und erkannte nun erst mit Freude und Dank gegen Gott die Zweckmäßigkeit meines Entschlusses, mich der Gnade des Königs unbedingt zu übergeben. Er beruhigte und tröstete mich liebreich, und ohne sich über das näher zu erklären, was er eigentlich beabsichtigte, verließ er mich, indem er mir mit freundlichem Ernste verhieß, sich meiner, als Haupt des Hauses und als Bruder anzunehmen.

Am andern Tage, nach Tische, trat der König in mein Kabinett, und sagte, indem er mich freundlich

grüßte: Eure Beſorgniſſe ſind nun geendigt; in dieſem Augenblicke iſt Des Vardes nicht mehr in Paris, und hier iſt Euer Eigenthum. Er legte bey dieſen Worten zwey Päckchen auf den Tiſch, meine und Guiche's Briefe.

Dem Himmel und Ew. Majeſtät ſey Dank! rief ich, indem eine Miſchung von Freude und unſäglicher Wehmuth beym Anblick dieſer Blätter ſich über mich verbreitete. Aber dieß, indem ich auf die Briefe deutete, bitte ich Euch, Sire, zurückzunehmen. Ich habe vor meinem Gewiſſen und vor meiner Vernunft gefunden, daß es beſſer iſt, wenn ich ſie nicht mehr ſehe, und wenn ſie nicht in meiner Verwahrung ſind; daher erſuche ich Ew. Majeſtät (und ich reichte ihm die Päckchen mit zitternder Hand) dieſe kleine Beſorgung übernehmen zu wollen.

Er ſah mich an. Ihr ſeyd ſehr bewegt, ſagte er mit herzlicher Theilnahme: Arme Schwägerinn! Ihr habt viel gelitten, und auch Guiche iſt zu bedauern. Aber es freut mich, daß Ihr ſelbſt das Urtheil über dieſe Briefe ſprecht. Ihr würdet es nicht glauben, auch wenn ich es vorgeben wollte: Ich geſtehe Euch alſo, ich habe mehrere von dieſen, ganz offenen Blättern, geleſen, und es iſt zweckmäßig, daß ſie nicht in Eurer Hand bleiben. Aber ohne Euch wollte ich nicht darüber verfügen. So mögen ſie

denn den Flammentod sterben! Aus diesem reinen Elemente sind sie hervorgegangen, setzte er hinzu, indem er die Päckchen ergriff, und sich dem lodernden Kaminfeuer näherte, indeß mein Herz angstvoll schlug, und meine Hand mehr als Einmahl zuckte, um ihn zurückzuhalten: Dieß reine Element soll sie verzehren, und ich, Euer König, gebe ihnen das Zeugniß, daß sie Euch und dem Grafen nur Ehre gemacht haben. Bey diesen Worten warf er die Päckchen in die Flammen, mir aber riß es in diesem Augenblicke schmerzlich am Herzen, und mit ausbrechenden Thränen warf ich mich auf das Sopha, und weinte mich satt.

Der König ließ mich eine Weile gewähren, und beschäftigte sich indeß, mit der Kaminzange die zerstreuten Blätter vollends in die Gluth zu schieben, indem er sich von Zeit zu Zeit nach mir umwandte, und mich theilnehmend betrachtete. Dann näherte er sich mir, setzte sich an meine Seite, und wußte mit Vernunftgründen und wahrer Freundschaft nach und nach mein aufgeregtes Gemüth zu beruhigen.

So stehen nun die Sachen, und ich muß, wie weh mir auch der ganze Vorfall gethan, doch gestehen, daß es gut ist, wie es ist, und über das Übrige, was nun einmahl nicht anders seyn kann, mich in Gottes Willen ergeben. Lebe wohl!

Sechs und dreyßigster Brief.

Marquis des Vardes an die Gräfinn von Soiſſons.

Paris, im November.

Wenn Ihr dieſen Brief erhaltet, bin ich bereits fern von Paris. Ich gehe auf meine Güter bey Orleans. Der Kleinen liſtigen Schlange iſt es gelungen, ihr Gift zu verſpritzen. Der König hat ſich von ihren Schmeichelworten geſtern eben ſo gut bethören laſſen, als ich mich vorgeſtern. O Fluch ihr! und Fluch mir, wenn je dieſe falſchen Reize, dieſer abſichtsvolle Zauber mich wieder umſtricken könnte!

Doch das wird er nie! Ich habe ſie geliebt, geliebt mit aller Gluth einer ſtarken, mit allem Ernſt einer männlichen Seele. Das behagt euch Weibern nicht! Ihr wollt Anbethung, oder ihr wollt ſelbſt unterjocht ſeyn. Der Mittelweg iſt euch unbekannt, ungehbar.

Auf jeden Fall ist sie für immer von demjenigen getrennt, dem sie, obwohl sie ihn für untreu hält, mich aufopfern konnte. Die Sachen sind zwischen ihr, ihrem Gemahl und dem König zu weit gediehen, sie kann nicht mehr einlenken, jene dürfen es nicht zugeben, wenn sie sich nicht selbst compromittiren wollen. Das ist mein Werk, und dessen freue ich mich, mitten in meiner Erbitterung gegen sie.

O sie ist schön, sie ist hinreißend! Ich sollte Euch das nicht sagen. Ein Weib hört ungern das Lob einer Andern. Aber ich habe ein Recht dazu: denn so undankbar hat noch nie ein Weib an dem gehandelt, der sie wahrhaft und heiß liebte, wie diese Frau an mir, und daß ich sie nach allem dem noch schön nenne, beweist, daß meine Vernunft stets die Oberhand über meine Leidenschaft behauptet hat. Ich sehe klar, und werde stets klar sehen. Ja, sie hätte mich unendlich glücklich machen können, denn ich habe sie unendlich geliebt. Aber sie hat mein Glück mit thörichter Hand und verblendetem Sinne zertrümmert, und jetzt soll sie auch nicht mehr glücklich seyn. So lange sie von ihrem Verehrer getrennt bleibt, will ich meiner Rache Stillschweigen auferlegen, und der Gedanke, daß auch sie leidet und seufzt, soll mich erheben und in mei-

ner Einſamkeit erquicken. Weh ihr aber, und wehe ihm, wenn er zurückkommen, wenn er es wagen ſollte, ſich ihr wieder zu nähern! In dem Gedanken ihrer gegenſeitigen beglückten Liebe liegen alle Martern der Hölle. Sie dürfen nicht genießen, dürfen ſich nicht freuen, wo ich leide!

Auf Eure erprobte Freundſchaft — und laßt es mich Euch nur ſagen — auf Euren Haß gegen die gefährliche Frau baue ich meine Hoffnungen. Ihr werdet mich nicht ohne Nachricht laſſen, wenn es nöthig wäre, daß ich handeln ſollte. Ich bin zwar aus Paris verbannt, aber ich lache dieſes Gebothes. Die Stadt iſt groß, die Barrieren ſtehen den ganzen Tag offen. Wer ernſtlich will, dem iſt nichts unmöglich.

Sieben und dreißigster Brief.

Fräulein von Scüdery an Frau von Montbazon.

Paris, im December.

Du weißt, meine treue Freundinn, wie lebhaft mich stets das Schicksal unserer liebenswürdigen Prinzessinn Henriette, und ihres Freundes, des Grafen Guiche, interessirt hat. Mit dem Auge der besorgten Freundschaft hatte ich seit mehr als zwey Jahren dieses Paar durch das Irrgewinde der Leidenschaft, der innern Kämpfe mit ihrer Pflicht, und der äußern mit fremden, theils eigensüchtigen, theils böswilligen Absichten verfolgt. Immer erschien mir ihre Verbindung als eine launenhafte, wunderliche Grille des Schicksals. Nie habe ich vielleicht zwey Menschen gesehen, die so in Allem für einander geschaffen zu seyn schienen, deren Gedanken, Em-

pfindungen, Geſchmack und Sinnesart ſich ſo in allen Puncten begegneten, als Madame und Graf Guiche; und nie vielleicht waren zwey Menſchen ſo ſehr und ſo anhaltend durch eigne Rechtlichkeit, durch fremde Abſichten und fremde Ränke geſchieden, und von einander entfernt worden, als eben ſie.

Nun dem Himmel ſey Dank, ihr böſer Dämon, Des Bardes, iſt entfernt. Man ſpricht zwar nicht öffentlich von der Urſache ſeiner Ungnade; aber es iſt nicht ſchwer zu errathen, daß ſein allzukühnes Betragen gegen Madame, und die Selbſtſucht, mit der er ſich zwiſchen ſie und ihren Freund gedrängt, und die ſchon Getrennten auch zu entzweyen verſucht haben ſoll, ihm dieſe Strafe zugezogen. Nun würde es Madame möglich ſeyn, ſich in einem Zuſtande von apathiſcher Stille von den mancherley Stürmen zu erhohlen, die, ſeit ſie an unſern Hof gekommen iſt, abwechſelnd aus verſchiedenen Richtungen über ſie ergingen. Ich habe aber neulich aus einer ſehr ſichern Quelle, nähmlich von einer vertrauten Freundinn der Marſchallinn von Grammont, vernommen, daß dieſe mit einigem Grunde hofft, ihren Sohn noch im Laufe des Winters zu ſehen, ſobald nähmlich der Zuſtand ſeiner Geſundheit ihm erlaubt, die weite Reiſe anzutreten; daß er hier in Paris die Ärzte conſultiren, und dann nach ih-

rem Ausspruch sich in eines der Bäder im mittäglichen Frankreich begeben will, um sich so viel wie möglich herzustellen.

Sollte er nun nach Paris kommen, so werden sich die Liebenden sicher wiedersehen, und es wird ihnen selbst bey dem ernstesten Vorsatz das Gegentheil nicht möglich seyn. Dann zittere ich für Madame. Ich kenne ihr tiefes Gefühl und die Zartheit ihres ganzen Wesens. Sie wird sehr viel zu leiden haben, und da alle diese Prüfungen doch an kein erfreuliches Ziel führen können, so wünscht meine besorgte Freundschaft, daß der Himmel sie mit diesem Wiedersehen verschonen möge. Es würde um so schmerzlicher und eindringender seyn, als sie den Freund, der sie in aller seiner Jugendkraft und Blüthe verlassen, nun verwundet und leidend wieder sehen soll. Noch weiß, ja noch ahnet sie nichts davon; die Marschallinn hält die verheißene Ankunft des Sohnes geheim, denn es liegt den beyden Ältern sehr daran, zuerst die Gesinnung des Königs gegen denselben auszuforschen und zu kennen. Die Umstände, unter welchen er Paris vor anderthalb Jahren verlassen, waren nicht von der Art, daß er, so ehrenvoll auch die Anstellung gewesen, die ihm der König fern von Paris gab, mit Sicherheit wissen kann, wie man sein Erschei-

nen am Hofe ſelbſt aufnehmen würde. Noch einmahl wiederhohle ich es: ich wünſchte, er käme nicht hierher, ſondern verfügte ſich aus Pohlen unmittelbar nach Plombiéres oder Barèges, oder wohin immer die Ärzte ihn zu ſenden für gut finden mögen. Lebe wohl!

Acht und dreyßigster Brief.

Madame Henriette an Lady Honoria Montague.

Palais-Royal, im Februar 1670.

Iſt es möglich? Iſt's kein Traum, der mit der täuſchenden Nacht gekommen, und mit ihr wieder entflohen iſt? Habe ich ihn geſehen, geſprochen? Haben ſeine Lippen auf meiner Hand gebrannt? Hab' ich in die Gluth ſeiner treuen Augen geſchaut, und von ſeiner theuern Stimme, nach ſo langer, ewig langer Zeit wieder die Verſicherungen unzerſtörbarer reiner Liebe vernommen? O meine Honoria! Welche Nacht und welches Wiederſehen! —

Später.

Ich war nicht im Stande fortzuſchreiben. — Meine Lebensgeiſter waren noch zu heftig aufge-

regt. — Jetzt habe ich mich einigermaßen gesammelt, und will es versuchen, Dir Alles, so ordentlich ich es vermag, zu erzählen.

Der Carneval war sehr belebt, und Monsieur eben so wie sein Bruder der König voll Anordnungen von Festen, Maskeraden, Aufzügen u. s. w., wodurch jene Feste erst recht glänzend und befriedigend wurden. Seiner alten Gewohnheit nach flatterte er bald um diese, bald um jene Schöne, doch so wohl er sich auch zuweilen unterhielt, ging doch aus mancher seiner Äußerungen hervor, daß eben keine der Herzoginn von Valentinois in seinen Augen gleich kam, und ich begriff das leicht. Sie ist ja Guiche's Schwester und ähnelt ihm in so Vielem! Ich war ruhiger in meinem Gemüthe geworden, ich wußte den fernen Freund nicht bloß außer Gefahr, sondern, bis auf die Verletzung an der Hand, die nie wieder ganz geheilt werden kann, hergestellt. Des Bardes war durch des Königs Geboth verbannt; so gab sich denn mein Geist im wiederkehrenden Gefühl der Jugend und Heiterkeit nicht ungern allen diesen Zerstreuungen und Freuden hin, die sich mir bey jedem Schritte anbothen, und ich begleitete meinen Gemahl, dessen Zufriedenheit ich dadurch erhöhte, überall hin, wohin er es verlangte. Besondern Spaß machten ihm Mumme-

reyen, und er konnte ſich oft mehrere Tage darnach an der Erinnerung von Mißverſtändniſſen, unverhofften Entdeckungen und kleinen Abentheuern ergötzen, wozu eine ſolche Mummerey, in der uns wirklich Niemand erkannte, ihm Gelegenheit gegeben hatte.

Vor einigen Tagen kündigte Madame de Vieuxville einen glänzenden maskirten Ball an, wozu der ganze Hof und ein großer Theil des Adels geladen wurde. Monſieur verſprach ſich ſehr viel Unterhaltung von dieſem Feſte, und ich müßte mich ſehr irren, wenn er nicht — ich weiß nicht aus welchen Gründen — ſich geſchmeichelt hätte, die ſchöne Valentinois, von deren Rückkehr nach Paris man ſeit einiger Zeit ſprach, dort zu treffen, und ſich ihr ganz unerkannt zu nähern.

Wie dem immer ſey, er hatte ſeine beſondern Abſichten, und um Jedermann irre zu führen, bediente er ſich noch einer Liſt. Er nahm die Einladung ſehr willig und freundlich an; am Tage des Feſtes aber, geſtern Morgens, ſchützte er ein plötzliches Übelbefinden vor, das ihn hinderte, auszugehen, und ich mußte, verabredetermaßen, ſehr verdrüßlich ſcheinen, da ich ſeit langer Zeit ſchon wirklich ohne Monſieur nirgends mehr öffentlich erſcheine, und alſo auch geſtern nicht allein zur Vieux-

ville gehen konnte. Wir ſpielten unſere Comödie Beyde ſehr hübſch, ich muß es geſtehen, und führten die Rollen des Kranken und der Verdrüßlichen ſtandhaft durch bis gegen Abend. Indeſſen hatte Monſieur insgeheim uns ſehr niedliche aber ziemlich unſcheinbare Masken bereiten laſſen — Schweizerbauer und Bäuerinn aus dem Berner Oberland — dann wurde eine einfache Equipage angeſpannt, die Bedienten durften keine Livrée anziehen, und ſo kamen wir zum Hotel Vieuxville. Auf der ſehr erleuchteten Treppe ſtießen wir auf einen ganzen Maskenzug, Ritter und Rittersfrauen aus den Zeiten Ludwig des Heiligen, mit dem rothen Kreuze bezeichnet, wie im Begriffe nach Paläſtina zu wallfahrten. Eine ſehr ſchlanke und hochgewachſene Dame, die allerdings einige Ähnlichkeit mit der Valentinois hatte, ging die erſte. Schnell war Monſieur hinter ihr her — reichte meine Hand dem nächſten beſten Ritter, der neben uns die Treppe hinaufſtieg, und both jener Maske ſeinen Arm *). Der Unbekannte verbeugte ſich gegen mich, mich ergriff ein wunderbares Gefühl beym Anblicke dieſer Geſtalt, dieſer Bewegungen, und mein Herz fing an laut zu pochen. Da faßte der Ritter meine

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

Linke mit seiner Rechten; aber diese Rechte zitterte, und wie ich meine Hand in die seinige legte, fühlte ich durch den Handschuh, daß ihm die zwey letzten Finger fehlten*). Er war es!

Noch begreife ich nicht, wie ich diesen Augenblick aushielt, ohne meine Besinnung zu verlieren; aber das Zittern, welches meinen ganzen Körper ergriff, war so heftig, daß ich stille stehen und nach Luft ringen mußte. Die übrigen Masken schritten uns nun vor, und wir befanden uns fast allein auf der Treppe. Da flüsterte er leise und schnell: Täuscht mich mein Herz, meine Sinne nicht? Ist's möglich, daß ich die Hand derjenigen gefaßt habe, die ich auf dieser Erde allein anbethe? —

Armand! antwortete ich eben so leise, und drückte seine Hand an mein Herz. Mehr zu sagen fehlte mir der Athem. Er verstand mich ganz. Er drückte meine Hand an seine Lippen — dann aber flüsterte er: Hier können wir nicht bleiben. Erlaubt! — Bey diesen Worten ergriff er meinen Arm und unterstützte mich halb Ohnmächtige — indeß tiefe Seufzer seiner Brust entdrangen, und keines von uns ein Wort sprach.

Oben im Saale angelangt, bemerkte ich Monsieur bereits mitten im Gewühle der Masken, und

*) S. ebendaselbst.

sehr beschäftigt mit seiner Begleiterinn. Mir war das Herz zum Zerspringen voll — meine Kniee zitterten, ohne Guiche's Unterstützung, der mich mehr trug als führte, wäre ich unfehlbar zusammengesunken. Das Hotel, wo wir uns befanden, und die Lage seiner Zimmer war mir wohl bekannt, die Thüre eines kleinen Seitencabinetts stand angelehnt, ich schritt darauf zu, ich öffnete sie, es war leer — nun sank ich auf den nächsten Stuhl, und Guiche lag zu meinen Füßen.

Was wir uns gesagt, was wir empfunden, was ich geklagt und er mir betheuert — ich weiß es kaum, und weiß es doch so wohl — und fühle den Nachklang jedes Wortes in meinem Herzen, und sehe den Blick seiner Augen, und höre den Ton seiner Stimme überall. Erst nach einigen Minuten dachten wir daran, die Masken abzuthun. Ach! Unsere Seelen hatten sich erkannt, verstanden, die Züge des Gesichts kamen wenig in Betracht. Doch fand ich ihn sehr verändert, bläßer, eingefallen, und die Spuren der Schmerzen, die sein Körper und Geist ertragen, deutlich in den tiefern Linien des edlen Gesichts gezeichnet. So lange er an meiner Seite saß, meine Hand in seiner ruhte, ich die Verwüstung, die Narben derselben betrachtete, und die Thränen darüber nicht zurückhalten durfte; so lange wir uns zu erzählen, zu erklären hatten, wie uns Des Vardes

unter der Maske der Freundschaft betrogen, mißbraucht, wie jedes mit der vermeinten Untreue des Andern geschreckt worden war, und wie endlich unsere treue Neigung siegend aus allem diesem Mißgeschick hervorgegangen war, da war ich selig. Ich hatte Alles um mich vergessen, ich sah nur den wiedergeschenkten Freund, und fühlte nur das Glück, daß er mir treu war und mich liebte. Aber allmählig gewann die Wirklichkeit wieder ihr Recht an uns. Der süße Taumel, der uns umstrickt hatte, sank vor der klaren Gegenwart. Ich erkannte die Gefahr, die uns drohte, wenn man uns beysammen fände; ich gedachte meines Gelöbnisses an den König, meiner Pflicht gegen Monsieur — ich sagte Guiche, daß wir uns trennen müßten, und ergriff die Larve wieder. Er folgte meinem Beyspiele, und both mir den Arm, um mich in den Saal zurückzuführen. Hoffet nicht, sagte er, indem er sich ehrerbiethig verbeugte, mit fester Stimme: Hoffet nicht, gnädigste Frau, daß ich Euch schon jetzt verlassen soll. Es war Euer Gemahl selbst, der Eure Hand in die meinige legte, nur ihm darf ich sie wieder übergeben, und so erlaubt mir, setzte er süßflüsternd hinzu, indem er meinen Arm mit dem seinen fester drückte, daß ich Euch geleiten darf, bis wir den Herzog finden.

Konnte ich ihm das versagen? War ich nicht

gleichsam verpflichtet, bey dem Schützer zu bleiben, dem Monsieur mich anvertraut?

Wir fanden diesen sobald nicht wieder, und koseten also noch eine Weile ungestört und etwas ruhiger. Er gestand mir, daß er mich im ersten Augenblick erkannt habe, wie sich ihm Monsieur mit mir genähert, und zwar — wer hätte hieran gedacht? an dem Jasminparfüm, den ich stets in den Haaren zu tragen pflege*). Ach, der wahren Liebe ist nichts geringfügig!

Als wir Monsieur in einem Nebenzimmer mit andern Masken im Gespräch fanden, übergab mich mein Führer ihm mit tiefer Verbeugung, und entfernte sich. Monsieur fragte mich obenhin, ob ich meinen Begleiter erkannt hätte? Ich verneinte es, denn ich hatte erfahren, daß Guiche incognito in Paris war, und erst des Königs Genehmigung abwarten wollte, die sein Vater angesucht. Die Hoffnung, mich, wenn auch nur von Weitem und ohne mich zu sprechen, sehen zu können, hatte ihn vermocht, auf den Ball zu gehen, doch vermummt und ohne daß es Jemand wußte. Seine Schwester war nicht hier, ein falsches Gerücht und eine zufällige Ähnlichkeit hatten Monsieur irregeführt. Während der Nacht hielt sich der Kreuzritter meistens in mei-

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

ner Nähe auf, und wagte es zuweilen, wenn er es ganz unbemerkt thun konnte, mir einige Worte zuzuflüstern.

So kam der Tag heran. Monsieur both mir zuletzt den Arm, führte mich eine Weile herum, und unterhielt mich mit allen kleinen Abentheuern und Neckereyen, welche er erfahren oder ausgeführt — des Kreuzritters wurde nicht mehr erwähnt. Monsieur schien ihn ganz arglos übersehen zu haben.

Nun weißt Du Alles. Noch zittert jede Nerve in mir, die Vergangenheit bebt in mir nach, und welche Zukunft steht mir bevor, wenn erst Monsieur und der König erfahren, daß Er in Paris ist?

Neun und dreyßigster Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

Palais-Royal im April.

Will der Himmel, nach so langen Stürmen, mir wieder einmahl ein freundliches Antlitz zeigen? In der Natur regt sich der Frühling, die trüben Tage des Winters machen hellern, die langen Nächte heiterern Morgen, friedlichern Abenden Platz. So scheint es auch sich außer mir und in mir zu gestalten. Der Marschall von Grammont hat bald nach jenem Balle, der ein so wunderbares Erkennen herbeygeführt hatte, die Ehre gehabt, mit dem Könige zu sprechen, und ihm gestanden, daß sein Sohn aus Pohlen angekommen sey, es jedoch, nach dem Verboth, welches er vor zwey Jahren erhalten, ohne Sr. Majestät ausdrückliche, gnädige Erlaubniß nicht wagen werde, sich am Hofe zu zeigen, sondern unmittelbar nach den Bädern abzureisen entschlossen sey. Der König schien diese bescheidene

Eröffnung huldreich aufzunehmen, er äußerte sich, das Vergangene sey vergangen, und er wäre so zufrieden mit der Art, wie Graf Guiche seine Pflichten in Pohlen erfüllt habe, daß er jener Mißverhältnisse vergessen, und dem Grafen erlauben wolle, bey Hof zu erscheinen. Nur zähle er darauf, Graf Guiche selbst werde sich zu bescheiden, und in den gehörigen Schranken zu halten wissen.

Der Marschall verkündete seinem Sohne mit großer Freude die Wiederkehr der völligen königlichen Gnade. Der König empfing Guiche mit freundlicher Auszeichnung, als ihn der Vater ihm vorstellte, und erkundigte sich theilnehmend sowohl nach seiner Gesundheit als nach seinen Wunden. Ein zweytes Mahl wurde er eigens berufen, um dem König mündlichen und ausführlichen Bericht über die Affairen, die in Pohlen statt gehabt, und besonders über die unglückliche letzte, die ihm bald das Leben gekostet, so wie über den Zustand der Dinge in jenem Lande überhaupt, zu erstatten. Auch dießmahl bezeigte ihm der König seine Zufriedenheit, und seitdem hat er sich schon öfters mit ihm unterhalten, und seine Ansichten und Meinungen gefordert. Wir können bey dieser Lage der Dinge nicht vermeiden, uns zu sehen. Der König weiß und sieht es, Monsieur ebenfalls. Er behandelt den Grafen

gleichgültig aber freundlich. In ihm ist eben diese Zuneigung so vielen andern ähnlichen nachgestorben, und der Widerwille, der sich vielleicht aus eifersüchtiger Besorgniß regen möchte, schweigt vor einer andern Rücksicht. Er nährt die Hoffnung, welche ihn vor ein Paar Wochen täuschte, jetzt bestimmt. Die Herzoginn von Valentinois soll wirklich nach Paris kommen, und Monsieur findet es seinem Vortheile bey der Schwester gemäß, den Bruder nicht zu hart zu behandeln. So gestaltet sich Alles freundlich. Wir sehen uns zwar nie allein, aber wir sehen uns doch nach so langer Abwesenheit wieder; wir sprechen stets in Gegenwart von Zeugen, die wenigstens zuhören können, wenn sie wollen; aber ich vernehme doch wieder den Klang dieser theuren Stimme, und die Übereinstimmung unserer Seelen, das süße Begegnen unserer Gedanken und Empfindungen auf halbem Wege, erfreut und beruhigt mein Herz wieder. Wir fordern nicht mehr. Für jene, die so gewaltsam und schmerzlich auseinander gerissen wurden, ist schon dieß Wenige viel! Und dürfte ich denn mehr wünschen? Ach jede zärtliche Annäherung streitet ja mit einer Pflicht, und jede kleine Unvorsichtigkeit könnte uns von neuem in das Irrsal von Mißverständnissen, Verfolgungen und Schmerzen stürzen, dem wir kaum entronnen sind,

das ihm so viel gekostet hat! Nein' ich bin zufrieden, ich bin glücklich, und ich danke Gott inbrünstig für dieses stillgenügende, innigberuhigende Verhältniß. Mein Herz erhohlt sich von langen Stürmen, eine friedliche Heiterkeit umfängt mich, und jeder Blick auf den bescheidenen Freund läßt mich hoffen, daß auch er zufrieden ist, und daß unsere jetzige Stellung auch ihm genügt. O daß es nur lange so währte, und es mir gelänge, was ich schon öfters, wiewohl nicht mit vollem Erfolg, versucht habe, Guiche von dem gefährlichen Vorhaben abzuwenden, den falschen Des Vardes, wo und wenn er ihn immer trifft, zur Rede zu stellen! Das kann sehr ernsthaft werden; indessen will ich hoffen, daß es meinen Bitten gelingt, denn wir sind ja vereinigt, und Des Vardes gestraft. So mischt sich doch ein kleiner Tropfen Bitterkeit in mein Glück. Es ist eben ein irdisches. Lebe wohl!

Vierzigster Brief.

Die Gräfinn von Soiſſons an den Marquis Des Vardes.

Paris im Juny.

Wo bleibt Ihr? Was macht Ihr? Habt Ihr bereits alle Eure drohenden Entſchlüſſe und Vorſätze vergeſſen? Das Liebespaar iſt beyſammen, ſie ſehen ſich oft, ungeſtört, unbeneidet. Monſieur iſt wieder um die Valentinois beſchäftigt, die ihn ganz beherrſcht, und wie geſchickt die ſchlaue Engländerinn den König zu gewinnen, die alte Schwäche für ſie zu benützen wußte, das habt Ihr zu Eurem Schaden erfahren. Wozu haben nun alle unſere Anſtrengungen geführt? Sie ſind vereinigt, und Ihr ſeyd verbannt. Von mir rede ich nicht mehr, ich habe jedem Verſuche, den König zurückzuführen, entſagt. Wer könnte hier auf Treue rechnen, wo ſo viel Flatterſinn herrſcht, der nirgends Widerſtand zu finden fürchten, und ungehindert von einem Gegenſtand zum andern eilen darf? Sie aber ſie, die zuerſt mir ſein Herz entzogen, hätte i

gern dafür bezahlt. Ich habe mich auf Euch verlassen, ich habe auf Euch gehofft. Was war es? Ihr laßt euch von der Listigen in eine thörichte Leidenschaft verwickeln, die Euch endlich selbst stürzt.

Es heißt zwar, Madame hat dem König nochmahl ihr Wort gegeben, den Grafen nie mehr allein, ohne Zeugen zu sprechen. Wer wird so einfältig seyn, um zu glauben, daß sie es halten wird? Thut es der König dennoch, so ist das ein neuer Beweis von der Gewalt, die die Falsche, unter dem Scheine der Bescheidenheit und Arglosigkeit, über ihn wie über jeden zu üben versteht. Ist ihr doch selbst der welterfahrene Des Vardes unterlegen! So viel sage ich Euch nur, daß ich zuhören möchte, wenn sie und Guiche sich über Euch lustig machen, woran sie es nicht fehlen lassen werden, zumahl in ihren geheimen Zusammenkünften, die ich vernünftiger Weise voraussetzen muß.

Fällt Euch denn gar nichts mehr ein, um diesen Guiche wieder von Paris und ihr zu entfernen? Läßt sich Monsieur gar nicht mehr aufstacheln? Ist der König jeder geheimen Zuträgerey, jeder kleinen Erfindung auf Kosten der Falschen unzugänglich? Sinnt einmahl nach, mir wird die Zeit gar so lange, wenn es nichts dergleichen zu mischen, zu reden, zu thun gibt.

Ein und vierzigstes Brief.

Der Marquis Des Vardes an die Gräfinn von Soissons.

Chateauneuf im Juny.

Ich komme, sorgt nicht, Sie darf nicht glücklich seyn, das habe ich geschworen. Sie darf ihn nicht besitzen. Wie ich das ausführen werde, ist mir noch nicht klar. Auf die Art, welche Ihr meint, gewiß nicht! Glaubt Ihr denn, daß eine Rache, wie meine, für den Übermuth, mit welchem sie mich behandelt und geopfert hat, sich mit kleinlichen Verwickelungen der Intrigue begnügen, oder den langsamen Weg der Kabale gehen kann? Hier muß mehr geschehen, und schnell, und unwiederbringlich. Lebt wohl! Ihr hört bald von mir.

Zwey und vierzigster Brief.

Fräulein von Scüdery an Frau von Montbazon.

Paris im Juny.

Was habe ich Dir zu berichten, meine theure Freundinn! welches schreckliche Ereigniß, das eben so unerwartet als unbegreiflich, den ganzen Hof, ganz Paris betäubt hat, und gewiß auch in andern Ländern mit Erstaunen und Bedauern vernommen werden wird! Meine düstern Ahnungen haben mich nicht betrogen. Diejenige, welche mir stets wie unter dem dunkeln Schatten stehend erschien, der von jeher ihr Haus, das Haus der unglücklichen Stuarte, umnachtet hat, hat nun auch an sich den verderblichen Einfluß dieses Schicksals erfahren. Die liebenswürdigste, die edelste Fürstinn, unsere theure Henriette, ist nicht mehr. Plötzlich, unvorbereitet, wie von einem Blitze aus heiterm

Himmel getroffen, sank sie dahin, und noch stehen wir Alle betäubt, vernichtet, neben der früh gewelkten Blume, und vermögen nicht zu fassen, was geschehen, noch viel weniger, wie es geschehen ist.

Später.

Ich habe zu schreiben aufhören müssen, um meinen aufs tiefste aufgeregten Geist zu sammeln. Ach! in meinen Jahren begegnet man einem solchen Sturm nicht mehr mit so kräftigem Muthe, wie in der Jugend! Alles bebte und zitterte noch in mir. Jetzt habe ich mich einiger Maßen gefaßt, und will es versuchen, Dir die Geschichte des entsetzlichen Tages mitzutheilen, wie ich sie von der allerunverwerflichsten Zeuginn, von Frau von la Fayette, selbst vernommen habe.

Gestern Morgens befand sich Madame noch, völlig wohl. Sie beschäftigte sich wie gewöhnlich, hörte die Messe wie gewöhnlich, fuhr darauf spazieren, und forderte, als sie nach Hause kam, und sehr erhitzt war, Limonade zu trinken. Man brachte sie ihr, sie trank, und empfand bald darauf eine gewisse Schläfrigkeit, so daß sie nach Tische sich aufs Kanapeh legen mußte, weil sie dem Schlafe nicht widerstehen konnte.

Während dieses Schlafes sitzt Frau von la

Fayette und eines ihrer Hoffräulein unfern von der Herzoginn. Sie schläft lange und fest, ein Paar Mahl blicken ihre Gesellschafterinnen hin nach ihr, und Frau von la Fayette sagte mir, sie sey innerlich erschrocken gewesen, über die Veränderung, die während dieses Schlafes in den Zügen der Prinzessinn vorgegangen war, und die ihr äußerst bedenklich geschienen *). Endlich erwacht sie, und fühlt sich matt und angegriffen. Schon seit langer Zeit pflegte sie bey solchen Übelkeiten, die sie zuweilen anwandelten, eine Art von Getränk, aus Cichorien mit Zucker zubereitet, zu nehmen, welches ihr jederzeit wohl bekam. Sie forderte es auch jetzt, und Frau von la Fayette, der auch den Tag über nicht ganz wohl gewesen war, bath gleichfalls um ein solches Wasser. Es wurde gebracht. Madame und Frau von la Fayette tranken, und gleich darauf fühlt sich die Herzoginn von so wüthenden Schmerzen im Leibe ergriffen, daß sie heftig an allen Gliedern zu zittern beginnt, und von den beyden Damen unterstützt, kaum das Sopha erreichen kann **). Hier nahmen die Schmerzen nun von Viertelstunde zu Viertelstunde zu, und

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.
**). Ebendaselbst.

erregten in der Kranken und ihren Umgebungen den entsetzlichen Verdacht beygebrachten Giftes *)

Man sandte nach Ärzten, nach Monsieur, nach dem Könige, Alles erschien in der höchsten Bestürzung und Eile. Trotz allem dem, was die Prinzessinn von ihrem Leiden, von der Art desselben und ihrem Verdachte sagte, wollten die Ärzte nur ein heftiges aber natürliches Übel, keine Folgen von Gift in demselben erkennen. Sie richteten die Mittel, die sie ihr reichten, die Hülfe, die sie für sie verordneten, in diesem Sinne ein **). Aber sie entsprachen ihren Hoffnungen und ihren Versicherungen nicht. Keine, auch nicht die geringste Linderung erfolgte.

Die Prinzessinn, stets ihres ganzen Geistes auch unter den unsäglichsten Schmerzen mächtig, sah ihrem nahen Tode mit Sicherheit, aber mit einer Ruhe entgegen, die Alle, welche sie umgaben, in Erstaunen setzte. Sie begehrte die letzten Tröstungen der Kirche, sprach lange und zur Bewunderung der Umstehenden, Trotz der Schmerzen, die ihren Geist nicht zu besiegen vermochten, mit ihrem Gemahl und dem Könige allein und leise, empfing dann

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

**) Ebendaselbst.

die heiligen Sacramente mit der andächtigſten Sammlung, und gab wenig Stunden darauf ihren Geiſt auf *)).

So endete plötzlich und auf die mitleidswertheſte Art dieſe Frau ihr Leben, die, wenn man nur ihre äußern Verhältniſſe im Geſicht hat, von Geburt, Natur und Schickſal zu dem glänzendſten Glücke beſtimmt, und ihm im Schooße zu wohnen ſchien, und die dennoch vielleicht ſeit ihrer Kindheit nur wenig ganz heitere und kummerloſe Tage geſehen hat. Noch bin ich nicht im Stande, ſo wenig als Jemand am Hofe oder in der Stadt, den ganzen Umfang, die Folgen, und vor allem die Urſachen dieſer entſetzlichen Cataſtrophe einzuſehen, ja vielmehr ſcheint ein ſehr erklärbares Grauen Jedermann, vom Könige angefangen bis auf den letzten Pagen im Louvre, abzuhalten, hier tiefer zu forſchen, oder ſich furchtbaren Vermuthungen hinzugeben, die am Ende doch täuſchen, und nur Unglückliche machen könnten. Man iſt betäubt, wie ich Dir ſagte. Ich bin es auch, bin es vielleicht mehr als Viele; denn ich habe in der Verſtorbenen nicht bloß die hohe Fürſtinn, die Verwandte meines Monarchen geehrt, ſondern die liebenswür-

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

dige, zartfühlende, und eben durch ihr Gefühl so wenig beglückte Frau herzlich in ihr geliebt, sie, die auch mir wohlwollte, und deren Huld ich oft erfahren.

Ich setze nichts mehr hinzu. Was könnte ich nach dem, was dieser Brief enthält, noch sagen! Auch werde ich Zeit brauchen, um recht zu begreifen, was geschehen ist, zu glauben, daß sie wirklich todt sey. Noch dünkt mich Alles wie ein schwerer Traum, den ich nicht ganz abzuschütteln vermögend bin, und immer ist mir, wenn ich nur recht erwachen könnte, so würde Alles eine vorübergegangene Täuschung seyn, und sie noch leben, und wir sie besitzen, wie vorher.

Ach ja! Ich werde erwachen. In meinem Alter ist jener letzte Schlaf nicht fern. Dann bricht der Tag an, dem keine Nacht mehr folgt, und dann bin ich auch wieder bey ihr, und sehe sie wieder.

Drey und vierzigſter Brief.

Fräulein von Scüdery an Frau von Montbazon

Paris im Auguſt.

Fünf Wochen ſind vergangen, ſeit der Himmel einen der reinſten Geiſter, den er einſt der Erde zugeſendet, um ſich hier durch ſchwere Prüfungen noch mehr zu läutern, wieder zurückgefordert hat, und wir die ſchöne Hülle desſelben unter tauſend Thränen und Schmerzen der mütterlichen Erde wieder gegeben haben. Noch aber hat ſich für uns das Dunkel nicht gelichtet, das über dieſem grauenvollen Ereigniſſe liegt; nur hier und dort bricht, wie ein ſchreckender Blitz, irgend eine ſeltſame Kunde, Bemerkung u. ſ. w. hervor, um ſchnell wieder zu verſchwinden. Dennoch werden allmählig dieſer Lichter mehr — ihre vereinten Strahlen deuten auf Einen Punct. Aber wer dürfte ſo lieblos, ſo vermeſſen ſeyn, hier etwas ausſprechen zu wollen!

Du kannſt denken, daß gleich nach dem Tode der Prinzeſſinn die ſchärfſten Unterſuchungen angeſtellt worden waren; denn im Widerſpruche mit der Meinung der Ärzte, welche ihren Tod der ſchädlichen Wirkung der eisgekühlten Limonade zuſchrieben, die die Prinzeſſinn haſtig in der Hitze getrunken, blieb dieſe bis an ihren letzten Hauch feſt bey der Behauptung, daß ſie Gift bekommen, und daß dieſes ihr entweder in der Limonade oder in dem Eichorien-Waſſer — oder in beyden beygebracht worden ſey. Ihre letzten Unterredungen mit ihrem Gemahl und dem Könige betrafen zum Theil dieſen Gegenſtand; dennoch weigerte ſie ſich auf das dringende Bitten beyder Prinzen ſtändhaft denjenigen zu bezeichnen, den ſie für ſchuldig an ihrem Tode hielt, und erklärte ſich, ſie habe ihm, wer es auch immer ſeyn möge, als Chriſtinn verziehen. Zum Theil mochte ſie in dieſen geheimen Geſprächen ihren Gemahl und Schwager von der Schuldloſigkeit ihres Verhältniſſes zu dem Grafen Guiche zu überzeugen geſucht, und ihn ihrer Huld empfohlen haben. Er hat die Geliebte nicht mehr geſehen. Die Nachricht von ihrer Gefahr und ihrem Tode traf ihn faſt zugleich, und ſtürzte ihn in eine tödtliche Krankheit. Der König ſowohl als der Herzog ließen ſich während derſelben ſtets huldvoll nach

seinem Befinden erkundigen, und bezeigten ihm eine Aufmerksamkeit, die wohl zum Theil auf der Achtung für seine Verdienste beruhte, zum Theil aber wahrscheinlich die Folge jener Unterredung seiner verklärten Freundinn, das letzte Vermächtniß ihrer sorgenden Liebe, und der einzige Trost war, dessen sein zerrissenes Herz damahls empfänglich seyn konnte. Sobald er hergestellt war, eilte er dem Könige und Monsieur seine Aufwartung zu machen, und wurde sehr gnädig von Beyden empfangen. Seinen Vater freute dieß sehr; den jungen Mann aber schien es wenig zu berühren. Er war jetzt wirklich der unglückliche Tancred, dessen Schmerzen er in prophetischer Ahnung so wohl darzustellen verstanden hatte, und dessen Hoffnungen und Freuden jenseits wohnten.

Aus jenen Untersuchungen war wenig oder nichts Gewisses hervorgegangen. Der Page, der der Herzoginn die Limonade gebracht, war am zweyten Tage nach dem Tode der Prinzessinn, als eben jene Untersuchungen begannen, verschwunden, und seitdem nicht mehr gesehen worden. Dieß, sagt man, beweise aber nicht gegen ihn; denn die Furcht vor dem Gefängniß, vielleicht der Folter, konnte den Knaben, der kaum dreyzehn Jahre alt ist, zur Flucht bewogen haben. Jenes Cichorien-Wasser

mußte an ſich nicht ſchädlich geweſen ſeyn, denn Frau von la Fayette hatte ebenfalls, und ohne die geringſte üble Folge, davon getrunken. Der Umſtand fiel auf, daß es der Prinzeſſinn in ihrem Mundbecher war gebracht worden, und daß dieſer ſich, als man nachſuchte, zerbrochen wieder fand.

Du ſiehſt hieraus, es waren einzelne ſchwache Blitze, die kein Licht verbreiten, und faſt nur die Dunkelheit fühlbarer und ſchwerer machen konnten; und ſo blieb es einige Zeit, als mit einmahl, und ohne daß man die Quelle errieth, aus der ſie ſich erhoben, ſich allerley dumpfe Gerüchte zu verbreiten anfingen, ganz ſo, als übten die furchtbaren Schweſtern, die Eumeniden, ihr unverjährtes Recht. Man fing an von dem Marquis Des Vardes zu ſprechen, man nannte ſeinen Nahmen in Verbindung mit jenen Ereigniſſen, man erinnerte ſich der ſchlauen Künſte, womit er die Liebenden zu trennen geſucht, ſeiner unverkennbaren Leidenſchaft für die Prinzeſſinn, ſeiner Wuth über ſeine Verbannung; man wollte Schmähungen über den König, und Drohungen gehört haben, die er noch in den letzten Augenblicken vor ſeiner Abreiſe von Paris ausgeſtoſſen, und die auf den Wunſch deuteten, an der einſt Angebetheten zu ſeiner Zeit Rache zu nehmen. Es gibt Leute, welche den Verbannten, we-

nig Tage vor dem Tode der Prinzessinn, in einer Verkleidung in Paris erblickt haben wollten. Jemand behauptete, ihn am Abend jenes Tages, in einen Mantel gehüllt, aus einer Hinterthüre des Hotel de Soissons schlüpfen gesehen zu haben. Es kam ans Licht, daß jener entflohene Edelknabe ein weitläufiger Anverwandter und Schützling der Gräfinn von Soissons ist, und daß Des Vardes früher von der Gräfinn, deren Verehrer er lange Zeit gewesen, mit einer Art von Aufsicht über dieses Kind beauftragt war. Alle diese Gerüchte, diese fernen, dunklen Anzeichen beunruhigten den König, den Hof, ganz Paris. Nicht um einen Schuldigen zu finden, nein, um einem Verläumdeten Gelegenheit zu geben, seine Unschuld darzuthun, ließ der König Des Vardes nach Paris berufen. Er kam nicht. Man sandte nach Chateauneuf, man suchte ihn auf seinen übrigen Gütern, er war nirgends zu treffen. Und dort, wo man die letzte Spur seiner Anwesenheit entdeckte, sagten seine Leute aus, daß er vor Kurzem abgereiset, und seinen Äußerungen nach, entschlossen gewesen sey, nach England zu gehen. Das erregte Aufsehen, der Verdacht wuchs, und der König gab nun Befehl, ernstliche Nachforschungen anzustellen, und in den Seehäfen die nöthigen Maßregeln zu ergreifen.

Guiche hatte längst alte Unbilden an Des Vardes zu rächen gehabt, und nur die Bitten seiner Freundinn hatten ihn, so lange sie lebte, von der Ausführung dieses Vorsatzes abgehalten. Die Gerüchte, welche auch ihm zu Ohren kamen, das verdächtige Verschwinden des Marquis rissen alle seine Wunden doppelt schmerzlich auf. Der Gedanke, daß ihm die Geliebte durch Mord, und durch Mord von welcher Hand? geraubt worden sey, brachte ihn zu neuer Verzweiflung, die den Schmerz des ersten Verlustes überstieg, und ihn zu wilder Thätigkeit und Entschließungen der Rache aufregte.

Kaum noch genesen, hat er sich nun aufgemacht, den Verschwundenen zu suchen, und ist gestern in der Nacht abgereiset, zum großen Schmerz seiner Ältern, die ihn nicht abhalten konnten, sein gefährliches Unternehmen auszuführen. Wir Alle zittern für ihn, und wer weiß, was ich Dir für neues Unglück in meinem nächsten Briefe zu melden haben werde!

Vier und vierzigster Brief.

Der Graf von Guiche an seinen Vater, den Marschall von Grammont.

Brest, im August.

Bis hierher bin ich der Spur gefolgt. Auf allen Schiffen ist Befehl gegeben, keinen Passagier aufzunehmen, nicht ohne Anzeige abzufahren. Zur See kann er mir nicht entgehen. Ich benütze des Königs Veranstaltung, der, seiner habhaft zu werden, überall die nöthigen Befehle hat ergehen lassen. Vielleicht ist er jenes ungeheuern Verbrechens nicht schuldig, dessen Verdacht durch so manches, was früher geschehen, durch die furchtbare Todesart derjenigen, die — — O Ihr versteht mich, Vater, wenn ich auch noch nicht fähig bin, meine Gedanken zu meistern, oder Einen, den entsetzlichsten von allen, klar zu denken! Ich kann an Des Vardes gemuthmaßtes Verbrechen nicht glauben. Nein! Er ist schlecht, bosbaft. Ich muß ihn

ſtrafen; aber kann denn ein Menſch leben, der Sie hätte morden wollen? Es iſt nicht möglich!

Rechenſchaft will ich von ihm fordern für ſo viel andern Schmerz, den er ihr zugefügt, für die niederträchtigen Lügen, durch welche er uns getrennt, und ſie unglücklich gemacht hatte. Denn ſie hat mich geliebt! Ja, mein Vater, ſie hat mich geliebt! Innig, treu und rein, rein wie ein Engel, deren Geſpielinn ſie jetzt iſt, deren Chor ſie ſchmückt.

Fürchtet nicht, daß die Schwäche, welche der Krankheitsanfall in mir zurückgelaſſen hat, mich vielleicht meinem Feinde unterliegen mache. Mein Haß, ihr Andenken wird mich kräftigen, und meine Linke iſt nun durch längere Übung eben ſo geſchickt, den Degen zu führen, wie früher meine Rechte. Ich darf mich darauf verlaſſen.

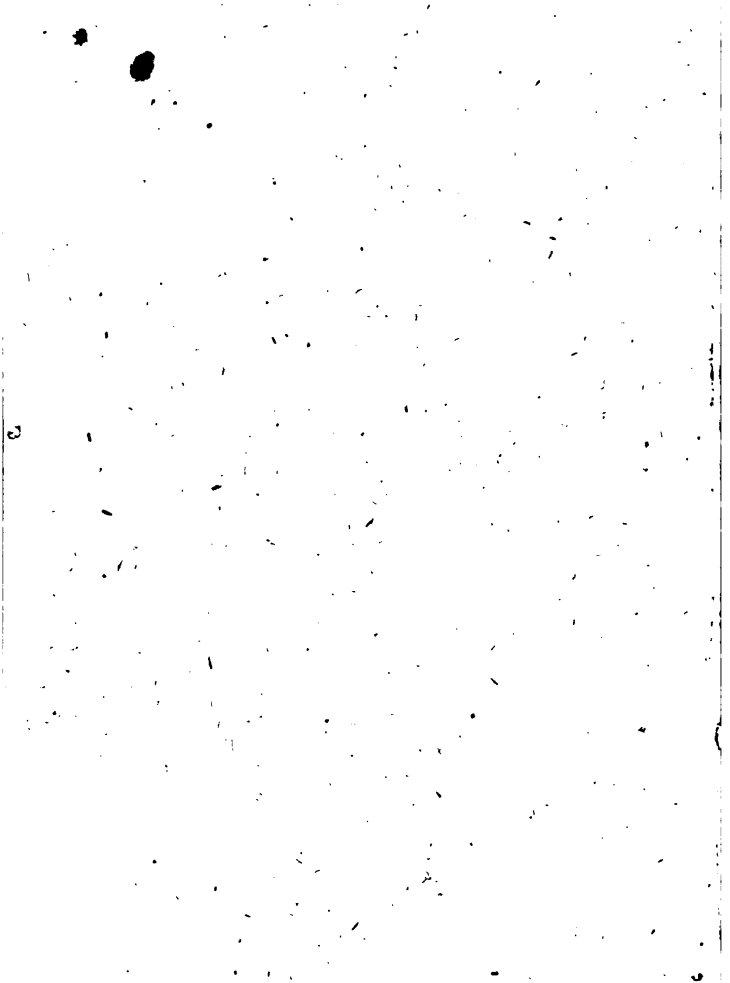
Ihr hört bald wieder von mir, mein Vater, oder Ihr höret nie mehr von mir. Nehmt meine heilige Verſicherung, daß die Furcht, Euch ſo großen Schmerz zu verurſachen, es über meine Sehnſucht, mit Ihr vereinigt zu werden, davon tragen ſoll! Ich will mich ſchonen, ich will leben — für Euch, für meine gute Mutter. Das Weitere bleibe dem Himmel anheim geſtellt. Lebt wohl!

Fünf und vierzigster Brief.

Fräulein von Scüdery an Frau von Montbazon.

Paris, im Auguſt.

Meine düſtern Beſorgniſſe haben ſich bewährt, das Schickſal unſeres liebenden Paares naht ſeinem Ende. Geſtern iſt Graf Guiche ſchwer verwundet und in langſamen Tagemärſchen von Breſt hier angelangt. In dieſer Stadt, wohin er ſeinen Feind verfolgte, hat er ihn auch, eben im Begriffe, ſich nach England einzuſchiffen, gefunden. Die Befehle des Königs, die Signalements Des Vardes, kamen ihm hierbey ſehr zu Statten. Guiche ſtellte den Gegner zur Rede, der ſich mit großem Trotze betragen, und Alles abgeläugnet haben ſoll. Hierauf forderte ihn Guiche, und ſie ſchlugen ſich mit unglaublicher Erbitterung. Endlich fiel Des Vardes. Ob er geſtanden, weiß man nicht.

Auch sein Gegner ist in sehr bedenklichen Umständen. Man hat ihn mit großer Sorgfalt hieher zu seinen bekümmerten Ältern gebracht. Er lebt, allein die Ärzte geben nicht viel Hoffnung, so geduldig er auch unter geistigen und körperlichen Leiden sich Allem unterwirft, was sie verordnen, um ein Leben zu erhalten, das für ihn keinen Werth mehr hat, und in welchem er nur den Wunsch seiner Ältern schont, die den Verlust des geliebten Sohnes nicht ertragen können.

Wir, meine Freundinn, können ihm dieß Leben nicht wünschen. Hiernieden, so wie ich sein Gemüth seit Jahren beobachtet habe und zu kennen glaube, blühen keine Freuden mehr für ihn, und selbst, wenn ihm die Geliebte nicht auf so furchtbare Art entrissen worden wäre, hätte ein längeres Zusammenseyn sie und ihn unfehlbar neuen Stürmen ausgesetzt. Diese hat ihr Tod abgelenkt, und nun will ich hoffen, daß der Himmel den Vereinzelten ihr bald in ein besseres Leben nachführen, und ihnen dort das Glück und den Frieden geben wird, den diese Welt ihnen grausam verweigert hat.